

Beat Gygi: Habt keine Angst vor 5G-Antennen

Nummer 43 – 24. Oktober 2019 – 87. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Bedingt abwehrbereit

Kann die grüne Flut vor dem Bundesratszimmer gestoppt werden?

Von Katharina Fontana, Philipp Gut und Erik Ebnetter

Leupis Leichen

Ein Fall der Zürcher Sittenpolizei wird zum Politskandal. *Von Alex Baur*

Völkerwanderung aus Schwarzafrika

Beunruhigende Zahlen und Fakten: Was auf Europa zukommt.

Von Christopher Caldwell

Neue Serie

Peter Keller über
geniale Pädagogen:
Kurt Hahn



DIE NR.1 DER SCHWEIZ*

**JETZT MIT GRATIS
WINTERRÄDERN
UND SERIENMÄSSIGER
STANDHEIZUNG**



*Quelle: Auto Schweiz - 30.9.2019.

MITSUBISHI OUTLANDER PHEV

A Energieeffizienz | **45** km rein elektrische Reichweite | **2.0** l/100km | **46** g/km CO₂ | **39'950** CHF*



**MITSUBISHI
MOTORS**
Drive your Ambition

*PHEV Value 4x4, CHF 39'950.- inkl. MWST. Abb. PHEV Style 4x4, Systemleistung 224 PS, CHF 46'950.- inkl. MWST. WLTP Labor Norm-Energieverbrauch Strom 16.9kWh/100km (Benzinäquivalent 3.3l/100km), WLTP Labor Normverbrauch Benzin bei voller Batterie (67% Elektro, 33% Benzin) 2.0l/100km, WLTP CO₂ 46g/km, Kat. A, Hybrid-Normverbrauch bei leerer Batterie 5.2l/100km, CO₂-Emissionen aus der Treibstoffbereitstellung: 30g/km, CO₂-Durchschnitt aller verkauften Neuwagen CH: 137g/km. 45km (WLTP) rein elektrische Reichweite oder mehr als 800km Gesamtreichweite (unter optimalen Fahrbedingungen). Beim Kauf eines Mitsubishi Outlander PHEV erhalten Sie die Original-Winter-Kompletträder gratis dazu. Aktion gültig bei allen teilnehmenden Händlern. Gültig bei Immatrikulation bis 31.12.2019.

Ein wichtiger Teil von DPD: Das überragende Mobilnetz von Sunrise.

DPD Schweiz stellt täglich bis zu 100 000 Pakete zu. Jede Zustellung wird dem Datacenter von DPD sofort mitgeteilt – per Handscanner, über die sicheren VPN-Leitungen und das überragende Netz von Sunrise.

Mehr über unsere Lösungen für Geschäftskunden auf sunrise.ch/business



Sunrise

Die Nummer 1 für 3 Millionen.



Das Szenario, das wir in der letzte Ausgabe im Sinne einer umfangreichen Kostenkontrolle ausgebreitet haben, ist eingetroffen. Die Grünen und Grünliberalen haben die Wahlen gewonnen und drängen auf die Umsetzung ihrer Ideen. Das wird teuer. Gleichzeitig verlangen sie einen Sitz im Bundesrat. Ist das gerechtfertigt? «Nein, sicher nicht», argumentiert Katharina Fontana. Die Schweiz ist ein Bollwerk der Stabilität; dieses gilt es nicht nach der ersten – in diesem Fall grünen – Welle zu gefährden. Den Wahlergebnissen und ihren Folgen widmen sich weitere interessante Texte. Erik Ebnetter und Philipp Gut zeigen vor dem Hintergrund ihrer Parteigeschichte auf, wie rot die Grünen in Wirklichkeit sind. Hubert Mooser liefert ein Panorama der vielversprechendsten Sieger und spektakulärsten Verlierer vom Wochenende. Roman Zeller hat eine der strahlenden neuen Frauen, Esther Friedli, am Wahltag begleitet. Robert Nef schreibt über die linksgrünen Freiheitsfeinde, Andrea Masüger über den überraschenden Triumph von Magdalena Martullo in Graubünden. **Seite 18–27**

Sechs Jahre nach der spektakulären Verhaftung von fünf Sittenpolizisten legt die Zürcher Staatsanwaltschaft nun die Anklage gegen den Hauptverdächtigen vor. Die Vorwürfe sind kompliziert und allesamt bestritten; ob sie berechtigt sind, werden die Gerichte entscheiden. Fest steht: Vom vermeintlichen Korruptionsnetz bei der Zürcher Stadtpolizei bleibt nichts übrig. Zur Debatte stehen nur noch Zufallsfunde im Grau- und Bagatellbereich. Der durch das Verfahren angerichtete Schaden steht in keinem Verhältnis zum Ertrag. Alex Baur hat die «Chilli's»-Affäre mit Recherchen von Anfang an kritisch begleitet. Er stellt die Frage, die alle meiden: Wer trägt die Verantwortung für den juristischen GAU? **Seite 40**

Auch diese Woche ist es der *Weltwoche* gelungen, zwei prominente Autoren zu gewinnen. Christopher Caldwell wirft einen Blick auf Schwarzafrika. Dort sei eine Bevölkerungsexplosion im Gang. In den nächsten Jahrzehnten müsse Europa mit einer Massenmigration rechnen, die unseren Kontinent grundlegend zu verändern drohe. Bestsellerautor Tom Holland wiederum hat für die *Weltwoche* einen Essay über sein neuestes Buch «Dominion» verfasst. Es handelt von der revolutionären Wirkung des Christentums auf die westliche Psyche: Unsere moralischen Werte, auch betreffend Gleichheit von Mann und Frau, seien aus den Lehren Christi hervorgegangen. Je stärker wir uns von der Religion entfernten, desto stärker würden wir unsere Wurzeln kap-

pen. Hollands Buch hat in Grossbritannien seit der Veröffentlichung vor ein paar Wochen Debatten ausgelöst. **Seite 56, 32**

Recep Tayyip Erdogan hat unter liberalen Türken viele Gegner. Jetzt stehen auch kritische Bürger – mit Ausnahme der Kurden – hinter ihrem Präsidenten und unterstützen seine



Geeint hinter ihrem Präsidenten: Erdogan.

Offensive gegen Nordsyrien. Pierre Heumann geht der Frage nach, was sich Erdogan von den im Westen kritisierten Angriff auf Nordsyrien verspricht. **Seite 36**

Mit dieser Ausgabe startet eine neue Serie, die in loser Folge erscheinen wird: «Geniale Pädagogen». Peter Keller, ehemaliger Mittelschullehrer, widmet sich den brilliantesten Persönlichkeiten der Erziehungslehre. Der erste Beitrag handelt von Kurt Hahn (1886–1974), einem Pionier der Erlebnispädagogik, der am Bodensee das Internatsschulhaus Schloss Salem gründete. **Seite 58**

In eigener Sache: Am Samstag, 26. Oktober, präsentiert unser Korrektor Dieter Zwicky, studierter Theologe, um 18 Uhr im Literaturhaus Zürich, Limmatquai 62, sein neues Werk «Los Alamos ist winzig». Am Mittwoch, 30. Oktober, streitet unser Autor Alex Baur mit dem grünen Fraktionschef Balthasar Glättli über sein neues Buch «Der Fluch des Guten» unter der Leitung von Jonas Projer: um 18 Uhr 30 im Volkshaus Zürich, Blauer Saal. Der Eintritt ist frei.

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Michael Bahnerth, Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann
Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky
Website: Alex Merz, Tim Tassonis
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga Huber

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Guido Bertuzzi
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Ihr Immobilienraum?



4 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d. Limmat**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 905'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.wilerbuch.ch



1.5 Zi., 3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 1'400.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8413 **Nefenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2020/21
www.chlimbergsteig.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'181'000.-, Bezug ab Herbst 2020
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eck-Einfamilienhaus
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'491'000.-, Bezug ab Herbst 2020
www.luckenholz.ch



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 771'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.duo-dietikon.ch



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, Chiara Moser Tel. 044 316 13 47
Preis ab 1'261'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



3 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis ab 936'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8484 **Weisslingen**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'111'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.paradislig.ch



4 ½ und 5 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 5 ½ u. 6 ½ Zi. DEFH und REFH
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 396'000.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'116'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.leuberg.ch

Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder
per Telefon 052 235 80 00.



5 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 2'059'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.mira-birchwil.ch

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.

You Tube  

Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
27. - 29. März 2020, Lake Side Zürich



Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
3. - 6. Sept. 2020, Messe Zürich, Halle 5

Angst regiert

Und wer die Angst erkennt, gewinnt.

Von Roger Köppel

Warum hat vor nur vier Jahren die SVP massiv gewonnen, rekordmässig abgeräumt? Die Antwort ist einfach: weil sie die Angst vor einer Migrationskatastrophe meisterhaft beschwörte.

Warum haben nur vier Jahre später die Grün-Roten und Grünliberalen drastisch zugelegt, während die zuvor siegreiche SVP wieder absackte? Ganz einfach: weil die Grünen die Angst vor einer Klimakatastrophe meisterhaft beschwörten.

Wahlen gewinnt, wer die Ängste der Wähler beherrscht, wer sie nutzt und kontrolliert. Was vor vier Jahren die Migration war, ist heute das Klima, die Furcht vor schmelzenden Gletschern, Hitzewellen, Dürren, schwitzenden Eisbären, Tsunamis und Unwettern als Folge menschlicher Wohlstands-Sünden.

Historiker werden erforschen müssen, wie es möglich war, dass ausgerechnet die Schweiz, dieses behagliche Land auf dem Höhepunkt seines Überflusses, sich in eine derartige Fieberkurve apokalyptischer Zukunftspanik hinein halluzinieren konnte.

Das materielle Wohlgefühl gebiert die schrecklichsten Ungeheuer. Vielleicht ist es auch eine List der menschlichen Natur, dass uns das schlechte Gewissen immer dann am heftigsten ereilt, wenn es uns am besten geht. Eine psychologische Rückversicherung gegen Übermut, der immer lauert.

Was für die Schweiz im Kleinen gilt, trifft auch auf den Planeten zu: Die Konjunktur der grünen Klimakollaps-Verhinderer fällt in ein Gunstjahrzehnt weltweit steigender Lebensstandards, segensreicher Überalterung und sinkender Kindersterblichkeit.

Noch nie genossen so viele Menschen auf der Erde einen so grossen, wenn auch oft bescheidenen Wohlstand. Die chinesische Regierung hat es – übrigens dank hitzetreibendem Kohlestrom – fertiggebracht, rund 800 Millionen Chinesen aus bitterster Armut zu befreien.

Der steil hochschnellende menschengemachte CO₂-Ausstoss ist Folge und Symptom dieser weltweiten Wohlstandsschübe. Wer das CO₂ abstellen will, killt den Wohlstand – und stösst Milliarden von Menschen zurück in Armut, Elend und Krieg.

Niemand bestreitet, dass das gigantische Wirtschafts- und Bevölkerungswachstum Umweltprobleme verursacht.

Die Vermüllung der Ozeane, das Wegroden der Tropenwälder, das Aussterben von

Insektenarten, die man bis zu ihrem Aussterben zwar nicht kannte, an deren Verschwinden man dann allerdings umso intensiver Anteil nimmt – Nachrichten dieser Art lassen die Bewohner der Reichtumsinsel Schweiz ehrlich betrübt und voller Mitleid zusammenzucken. Solange keine anderen unmittelbaren Nöte drücken.

Glücklich ist das Land, das sich um die Rettung entlegener Regenwälder, um die Bewahrung seiner Gletscher oder um die Pflege von unbekanntem Insektenarten kümmern kann. Wer seine Prioritäten so ausrichtet, hat die Mühsal der täglichen Existenzsicherung hinter sich gelassen oder glaubt zumindest, sie hinter sich gelassen zu haben.

Die Schweiz lebt im Modus eines Millionen-erben, der das Vermögen seiner Eltern für wohltätige Zwecke ausgibt, um dadurch auch die mutmasslichen moralischen Verbrechen zu tilgen, von denen er annimmt, sie seien von den Eltern auf dem Weg der Vermögensbildung begangen worden.

Dass die Angst vor dem Weltuntergang ausgerechnet in Zeiten reift, in denen der Weltuntergang so weit entfernt scheint wie nie, nimmt der Angst vor dem Weltuntergang nichts von ihrem Wirklichkeitsbezug.

Ob die Katastrophe jemals eintreffen wird, ist dabei nicht von Belang. Entscheidend ist die Angst. Entscheidend ist, dass die Leute an die Katastrophe glauben oder dass sie sich wenigstens einbilden wollen, sie würden, indem sie eine bestimmte Partei wählen, etwas gegen die Katastrophe unternehmen.

Widersprüche trüben das moralisch erhöhte Selbstempfinden kaum: Noch nie demonstrierten in der Schweiz so viele fürs Klima. Noch nie flogen im letzten Sommer mehr Schweizer in die Ferien.



Wähl mich!

Grosse Ängste, kollektive Fieberschübe der Angst lassen sich nicht mit rationalen Argumenten entkräften. Man kann eine Angst politisch nur mit einer Gegenangst bekämpfen.

Man hätte zum Beispiel versuchen können, die relativ abstrakte Angst vor einer erst noch drohenden Klimakatastrophe durch die theoretisch weniger abstrakte Angst vor den Folgen der panikbefeuernden Klimapolitik zu kontern.

Die SVP versuchte es. Aber ihr Anrechnen gegen die Klimakatastrophenwalze konnte die geballten Endzeit-Emotionen nicht entschärfen. Noch nicht. Die Zahlen blieben abstrakter als die Zukunftsbilder und Szenarien der Klimawandel-Angstmacher.

Umgekehrt haben es die Grünen geschafft, den Leuten eine simple Botschaft überzeugend zu verklickern: «Wählt uns und verzichtet, dann wird die Menschheit weiterleben.» Wer ist schon, solange es nichts kostet, gegen die Rettung seiner Spezies?

Vielleicht ist nichts so bezeichnend für dieses Wahljahr wie der Umstand, dass die politische Agenda von Kindern und Jugendlichen gesetzt wurde, deren auffälliges Erkennungszeichen es war, dass sie die Schule schwänzten.

Greta Thunberg ist die Ikone dieser Schulverweider, das Mädchen, das keine Zeit zum Lernen hat, aber alles weiss; die strenge, bebende Stimme der Erleuchtung, die keine Widerrede duldet.

Kinder machen Politik. Aber Kinder sind kleine Despoten, und eine Politik, die auf die Kinder hört, muss ihrerseits despotisch werden.

Europa ging nicht unter, obwohl die Migranten kamen. Wird die Welt am Klima scheitern? Vielleicht. Vielleicht bricht im nächsten Jahr die Weltwirtschaft zusammen, und neue Ängste haben Konjunktur.

Politik ist das Geschäft mit der Angst, auch mit der eingebildeten. Und wer die Angst erkennt, gewinnt.

Eines unserer Ziele: Dass Patienten schnell wieder gehen.

Fusschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





«Ich muss härter arbeiten»: Bill Gates. Seite 58



Ansturm aus Schwarzafrika: Seite 32



«Einen Bisherigen zu übertrumpfen, ist praktisch unmöglich.»

Esther Friedli: Seite 26

Spezial: Wahlen 2019

- 18 **Ein grüner Bundesrat muss warten**
Nach dem «historischen» Triumph
- 20 **Grünes Mäntelchen, rot gefüttert**
Fraktion am linken Rand
- 22 **Balthasar Glättli**
«Auf Kosten des Freisinns»
- 23 **Rot und grün**
Analyse aus liberaler Sicht
- 24 **Triumphe und Niederlagen**
- 25 **Christian Levrat**
Der SP-Chef sieht sich als Wahlsieger
- 26 **Esther Friedli** Überraschende Wahl zur SVP-Nationalrätin
- 27 **Magdalena Martullo**
Bündner Feldmarschallin

Kommentare & Analysen

- 7 **Editorial**
- 11 **Kommentare**
Boris der Grosse
- 12 **Gesellschaft** Zeitdiebe
- 13 **Eilmeldung** Deutsche Bundeswehr: Abmarsch zum Unkrautjäten
- 14 **Porträt der Woche**
- 28 **Mörgeli** Demonstrieren für mehr Strom
- 28 **Bodenmann**
SVP: Zufrieden weiter sünnele
- 29 **Medien** Ein völlig verrückter Deal
- 29 **Die Deutschen** Stichwortgeber
- 35 **Ausland**
Der Weltpolizist geht noch nicht
- 38 **Die chinesische Sicht**
Frieden und Entwicklung

Inland

- 40 **Leupis giftiges Vermächtnis**
Debakel der Zürcher «Chilli's»-Affäre
- 45 **Heilige Patrone**
Ausstellung über die Schweizergarde
- 46 **Bersets Kreuzzug** Der SP-Bundesrat greift in die Wirtschaft ein

Ausland

- 32 **Europa vor der nächsten Welle**
Christopher Caldwell zur Migration
- 36 **Inside Washington** Schlagbar?
- 36 **Erdogans Wahn und Wirklichkeit**
Aus der Perspektive Ankaras
- 39 **Die SPD schafft sich ab**
Manfred Güllner über den Zerfall

Wirtschaft & Wissenschaft

- 43 **Es würde die Ärmsten treffen**
Essay von Christoph Wild
- 50 **Alles wird besser** Vorteile der Mobilfunktechnologie 5G
- 54 **Urknall des westlichen Denkens**
Die Bedeutung des Christentums
- 56 **Bill Gates** Ein Gigant, noch gigantischer als vermutet
- 58 **Kurt Hahn**
Pionier der Erlebnispädagogik

Kultur & Gesellschaft

- 48 **Rebellen gegen den Rechtsstaat**
Klima-Aufstand ist in Mode
- 60 **Ernst Jünger**
Der grosse Unzeitgemässe
- 62 **Frankfurter Buchmesse**
Besuch in der Schlangengrube

Rubriken

- 11 **Im Auge** Diego Maradona
- 30 **Darf man das?**
- 30 **Leserbriefe**
- 31 **Fragen Sie Dr. M.**
- 49 **Die Bibel**
Unnütze Knechte
- 54 **Ikone der Woche**
Rafael Nadal
- 57 **Nachruf** Erhard Eppler
- 63 **Jazz** Louis Scavis
- 64 **Serien** «The Politician», «The Loudest Voice», «El Camino»
- 65 **Knorrs Liste**
- 65 **Körzis** Hollywood
Bowling-Kugel im Smoking
- 66 **Thiel** Hochzeitstag
- 66 **Namen**
Nach dem Dornröschenschlaf
- 66 **Fast verliebt** Walk of shame
- 67 **Unten durch** Crème brûlée
- 68 **Wein** Neuer Wind aus Ostsüdost
- 68 **Salz & Pfeffer** Wild auf Wild
- 69 **Auto**
Maserati Levante Trofeo
- 70 **Tamaras Welt**
Phänomen «cancel culture»

Traumhaftes Loch Ness und Küsten Schottlands

TOP
Qualität
&
Preis



Tage der
offenen Schiffe*
in Basel
Fr., 22.11.19
Sa., 23.11.19
www.tdos.ch

(Edinburgh-) Inverness-Oban-Kyle of Lochalsh mit stilvoller MV Lord of the Glens****+

- 1. Tag Zürich-Edinburgh** Individuelle Anreise zum Flughafen Zürich. Flug via Amsterdam nach Edinburgh. Stadtrundfahrt und Transfer zum Hotel.
- 2. Tag Edinburgh** Frühstück im Hotel und freier Tag. (F)
- 3. Tag Edinburgh-Inverness** Frühstück im Hotel und Fahrt nach Inverness. Einschiffung, Willkommensgruss und Abendessen an Bord. (F, A)
- 4. Tag Inverness-Fort Augustus** Ausflug zum Cawdor Castle. Fahrt durch den Caledonian Canal, welcher Loch Ness mit drei weiteren Seen verbindet. Auf dem Weg nach Fort Augustus passiert das Schiff die Ruine des Urquhart Castles. (F, M, A)
- 5. Tag Fort Augustus-Corpach** Passage der fünf Schleusentreppen durch das Zentrum von Fort Augustus. Fahrt entlang der Laggan Avenue. Durchfahrt der «Neptune's Staircase». Ankunft in Corpach am Fusse des Ben Nevis. Ausflug zum Glenfinnan-Viadukt. (F, M, A)
- 6. Tag Corpach-Oban** Schifffahrt nach Oban. Rundgang mit atemberaubender Sicht auf die Western Isles vom McCaigs Tower. (F, M, A)
- 7. Tag Oban-Craignure-Tobermory** Fahrt nach Craignure auf der Insel Mull. Fotostopp vor dem Duart Castle. Besuch von Iona. Weiterfahrt nach Tobermory. (F, M, A)
- 8. Tag Tobermory-Eigg-Inverie** Weiterreise zur kleinen Isle of Eigg. Als Naturschutzgebiet mit vielen Tierarten wird die Insel auch als «Smaragd der Inneren Hebriden» bezeichnet. Weiterfahrt nach Inverie am Loch

Nevis. Das «Old Forge» gilt als abgeschiedenstes Pub von ganz Grossbritannien. (F, M, A)

9. Tag Inverie-Kyle of Lochalsh Fahrt nach Armadale und zur Insel Skye. Besuch des Clan Donald Centres. Schifffahrt nach Kyle of Lochalsh. Ausflug zum Eilean Donan Castle und nach Plockton. Abschiedsabendessen an Bord. (F, M, A)

10. Tag Kyle of Lochalsh-Zürich Ausschiffung und Transfer nach Inverness zum Flughafen. Rückflug via Amsterdam nach Zürich. Individuelle Heimreise. (F)

MV Lord of the Glens****+

Das ehemalige Hochseeschiff mit Platz für 54 Passagiere wurde im Jahr 2000 zum Flussschiff umgebaut und im Frühjahr 2016 renoviert. Die Decks aus wertvollem Teakholz und die Innenausstattung aus edlen Harthölzern verleihen das stilvolle Ambiente eines Luxusfahrers. Die 27 Kabinen (ca. 10 m²) verfügen über Dusche/WC, Föhn, Telefon, TV/Radio, Safe und Klimaanlage. Die Kabinen Superior David Roberts sind ca. 1-2 m² grösser. Auf dem David Roberts und Alexander Graham Bell Deck haben die Kabinen grosse Fenster, auf dem James Watt Deck grosse Bullaugen. Im Restaurant mit grossen Panoramafenstern werden die Mahlzeiten in einer Sitzung serviert. Lounge, Bar und Bibliothek bieten beachtlichen Komfort. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).



2-Bettkabine David Roberts und Alexander Graham Bell (ca. 10 m²)



Restaurant



Lounge

10 Tage ab Fr. 4190.-

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie inkl. Vollpension und Flüge)

Reisedaten 2020 Es het solangs het Rabatt

23.05.-01.06. **500** 04.07.-13.07. **500** (7)

20.06.-29.06. **500** (7)

(7) Direkter Hinflug mit Edelweiss Air

Unsere Leistungen

Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie, Hotelübernachtungen in Edinburgh, Mahlzeiten gemäss Programm, Flug ab/bis Zürich via Amsterdam mit KLM in Economy inkl. Flughafensteuern, alle Ausflüge und Transfers gemäss Programm, Bordreiseleitung durch Schottland-Kennerin Konia

Nicht inbegriffen: An-/Rückreise zum/vom Flughafen Zürich, Versicherungen, übrige Mahlzeiten, Getränke, Trinkgelder (Empfehlung £ 10.- p.P./Tag), Auftragspauschale Fr. 35.- pro Rechnung (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine James Watt	4690
2-Bettkabine David Roberts	5690
2-Bettkabine Superior David Roberts	6090
2-Bettkabine Alexander Graham Bell	6290
Zuschlag Alleinbenutzung James Watt	1190
Jahresversicherung Allianz Einzel	124
Jahresversicherung Allianz Familie	199



Tobermory



Edinburgh



Lord of the Glens, Urquhart Castle

Alle Ausflüge gemäss Programm inbegriffen | F=Frühstück, M=Mittagessen, A=Abendessen | Programmänderungen vorbehalten | *Anmeldung obligatorisch, Eintritt Fr. 15.- p.P. inkl. Essen & Getränke

Weitere Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie Karin Strübi
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch

Meyer Burger – a never ending nightmare

Von Melchior Werdenberg*



Illustration: Patric Sandri

Die ambitionierte Technologiefirma aus dem konservativen Herzen der schweizerischen Industriegemeinschaft hat unter der langjährigen Führung ihres helvetisch zwerghaften, gleichwohl charismatischen Gründers viele Investoren fasziniert- und dabei viele ihrer Kleinaktionäre schmerzhaft Verluste bereitet. Die Gesellschaft würde ausreichend Stoff für eine quere Hagiographie bieten, die den Verführer ehrt und den dummen Aktionär lehrt, dass jede Hoffnung auf einen Return, auf Kapitalgewinn oder gar Dividende naiv ist, wenn die Organe on the Top zuerst aufs eigene Portemonnaie schauen.

Wenn immer, und das über Dezennien, bei Meyer Burger die sonnenbeschiedene Zukunft propagiert wurde, war bei den Zuhörern der Glaube wie in einer Offenbarungskirche zu spüren. Dabei ist die Hoffnung doch der sicherste Renditenkiller. Verdient haben bei Meyer Burger stets nur das Management und der Verwal-

tungsrat. Und selbst als die Gesellschaft mit neuem Geld vom Totenbett auferstand, hat der VR seine üppigen Honorare nochmals erhöht. Unglaublich, aber wahr, und nur in einem Land möglich, das sich demokratisch nennt, aber Publikumsaktionäre behandelt wie «Stimmvieh». Muhen beim Geld geben, das geht, mehr nicht.

Die schweizerische Gesetzgebung und höchstichterliche Rechtsprechung gewähren den Aktionären weder Parteistellung noch Akteneinsicht. Der Schweizer Aktionär, so lautet ein gängiges Bonmot, ist dumm, weil er darauf vertraut, dass seinem Geld Sorge getragen wird, und er ist frech (in den Augen des Management), weil er gar noch eine Dividende wünscht. Bei Meyer Burger wurde der Bogen überspannt. Eine Aktionärsgruppe möchte einen Vertreter in den Verwaltungsrat entsenden. Am 30. Oktober findet die ausserordentliche GV statt. Obwohl die Gruppe des Kandidaten mehr als 11% der Aktien vereinigt, wehrt sich der Verwaltungsrat mit einer wüsten Kampagne gegen den Bewer-

ber, dem von eigenen Interessen, potentiellen Interessenkonflikten und einer hypothetischen Aufnahme in die Putin-Sanktionslisten der Amerikaner ziemlich alles unterstellt wird, was sich ein kreativer Geist irgendwie ausdenken kann.

Und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen: Offiziell droht der CEO mit seinem Rücktritt, falls der Kandidat gewählt werden würde. Er will damit den Anschein vermitteln, die Gesellschaft würde ohne ihn führungslos ins Elend taumeln. Wer zwei Minuten bei Besinnung ist und nachdenkt, der weiss, dass der CEO einer börsenkotierten Gesellschaft zur Zusammensetzung seines Verwaltungsrates überhaupt gar nichts zu sagen hat. Und da in concreto dieser CEO an einen festen Einjahresvertrag gebunden ist, muss seine Androhung als wohl vertragswidrig bezeichnet werden. Es gilt die Unschuldsvermutung, aber der Hinweis muss erlaubt sein, dass den Vorwurf der Nötigung auf sich ziehen kann, wer rechtswidrig angedrohte Nachteile und persönliche Interessen verknüpft.

Diesem Verhalten des CEO entgegen jeder Good Corporate Governance setzt der Verwaltungsrat die doppelte Krone auf, indem er eben dieses fragwürdige Verhalten seines CEO gegenüber den Aktionären verwendet, um gegen die Wahl des unabhängigen Kandidaten und offensichtlich einzigen echten Aktionärvertreters Stimmung zu machen.

Ist hier der Verwaltungsrat der Knecht des Managements oder haben alle nach der ominösen Oxford-Transaktion etwas zu verstecken? Wenn dieser Coup des Verwaltungsrates, anders kann man diesen versuchten Abschluss eines seriösen Kandidaten nicht bezeichnen, erfolgreich sein wird, dann zum Nachteil des Finanzplatzes Schweiz.

**Melchior Werdenberg ist der literarische nom de plume des Zürcher Anwaltes Hans Baumgartner, der hier die Anliegen von Sentis Capital vertritt. Soeben bei Elster & Salis erschienen ist sein Erzählband «Scheinwelten».*

Boris der Grosse

Von James Delingpole — Als Vorkämpfer eines konsequenten Brexits weiss ich: Boris Johnsons Deal mit der EU ist nicht perfekt. Dennoch stehe ich hinter unserem Premier. Er gewinnt täglich an Statur.



Erste Hürde genommen: Premier Johnson.

Sie werden es kaum glauben, wenn Sie die Berichterstattung der Mainstream-Medien verfolgen, aber Premierminister Boris Johnson ist momentan fast ein Nationalheld. Mit jedem Tag steigen seine Beliebtheitswerte, nicht nur bei seinen natürlichen Anhängern (weisse, männliche Brexiteers der Mittelschicht, so wie ich), sondern sogar bei denjenigen, denen immer eingeredet wurde, dass Boris unzuverlässig und verachtenswert sei: 18- bis 30-Jährige, Frauen und Londoner.

In Churchills Fusstapfen

Natürlich verbreiten viele proeuropäische Medien hierzulande noch immer den alten Quatsch, Boris sei ein Clown und ein Spieler, absolut ungeeignet, das Land aus der Brexit-Zwickmühle zu führen. Aber die sogenannten Experten, die das behaupten, wirken zunehmend verbittert und realitätsentzogen. Tatsache ist – wie ich vor einigen Wochen an dieser Stelle bereits vorsichtig prognostiziert habe –, dass Boris Johnson im Begriff ist, sich als wahrhaft grosser Premierminister zu erweisen – neben Margaret Thatcher und Winston Churchill.

Wie hat Alexander Boris de Pfeffel Johnson das geschafft? Indem er, wie einst sein Namensvetter Alexander der Grosse, den gordischen Knoten durchschlagen hat: das scheinbar unlösbare Problem, wie ein Brexit-Abkommen zu erreichen ist, das die kompromisslosen, unversöhnlichen EU-Bürokraten genauso zufriedenstellt wie die

ähnlich starrsinnigen Repräsentanten des rechten Flügels seiner Partei (die European Research Group, ERG, die sogenannten Spartaner), die nichts akzeptieren, was einem Ausverkauf an die verhasste EU nahekommt.

Natürlich stösst Boris' Plan nicht auf ungeteilte Zustimmung. Als vergangene Woche die Einzelheiten publik wurden, verkündete Nigel Farage, der Chef der Brexit-Partei, in einer ganzseitigen Zeitungsanzeige: «DIES IST KEIN BREXIT.» In einem Radiointerview erklärte er, das Abkommen sei zu «95 Prozent» lediglich eine Neuauflage von Theresa Mays verhasstem Austrittsabkommen, das Boris selbst als «einen Haufen Schei...e» abgetan hatte und im Parlament drei Mal durchgefallen war. Farages Unmut wird von der nordirischen Democratic Unionist Party (DUP) geteilt, deren elf Abgeordnete die Tories in Westminster bislang unterstützt haben, Boris' Deal aber als Verrat am Zusammenhalt des Vereinigten Königreichs ansehen.

Und auch der harte Kern des proeuropäischen Establishments lehnt seinen Deal ab – Parlamentssprecher John Bercow, Ex-Finanzminister Philip Hammond, Baroness Hale, die Präsidentin des Obersten Gerichts –, um nur drei zu nennen, die erst zufrieden sein werden, wenn sich das Vereinigte Königreich selber aufgibt.

Doch viel bedeutsamer und bemerkenswerter sind die vielen disparaten Gruppen, die in

»» Fortsetzung auf Seite 12

Alle meine Kinder



Diego Maradona, Stammvater.

Der neueste bekennende Sohn des Fussballhalbgotts Diego Armando Maradona ist achtzehn Jahre alt, und seine Mama kommt als Zeugin leider nicht in Betracht, denn sie ist an Krebs gestorben, als der Kleine, er heisst Santiago Lara, erst vier Jahre alt war. Maradonas Kinder nun bald in Mannschaftsstärke aufzuzählen, erinnert an Stammvater Abraham im Alten Testament. Oder an eine etwas umgedrehte Variante der MeToo-Bekanntnisse: Auch ich schlief mit Maradona.

Ein halbes Jahrhundert lang hielt die falsche Zarentochter Anastasia die Boulevardwelt zum Narren, die Diagnose dieser Identitätsanmassung: *Pseudologia phantastica*, zwanghaftes Fabulieren. Maradona tanzte auf den Gipfeln der Triumphe über Abgründen von Drogen und Alkohol. Er nahm sich alles, was das Leben bereithielt. Er war leicht verführbar, auch für Bettgeschenke der Mafia. Aus der zwanzigjährigen Ehe mit seiner Jugendliebe Claudia – die weiter sein Vermögen und seine enormen Steuerschulden verwaltete – hat er zwei Töchter, Dalma und Giannina. Den Sohn Diego jr. aus einer heimlichen Liaison in Neapel verleugnete er, bis der Junge ihn zähneklappernd vor Respekt auf einem Golfplatz überraschte. Zwei weitere Kinder von Partnerinnen anerkannte er vorbehaltlos. Er sagt, er sei ein Familienmensch, die Telefongespräche mit den Seinen in der Zeit vor Skype verschlangen leicht 15 000 Dollar im Monat. Der Caudillo Fidel Castro war fasziniert vom selbstzerstörerischen Charisma Maradonas und stellte ihm die besten Ärzte zur Verfügung. Und Maradona sonnte sich im Revolutionsruhm Castros und war auch sonst ein Patient mit allen Privilegien. Die Zeitung *Clarín* hat seinen Stammbaum nachgezeichnet mit bisher unbekanntem Zweigen in Kuba: Zwei Geliebte mit drei Kindern soll er dort zurückgelassen haben. Dem selbsternannten Sohn Santiago Lara in Argentinien hat Maradonas Anwalt jetzt angeblich einen DNA-Abgleich angeboten.

Alles Gute, verehrter Dieguito, zum unzweifelhaften 59. Geburtstag am 30. Oktober.

Peter Hartmann

Zeitdiebe

Am Sonntag werden wieder die Uhren zurückgestellt. Ein Blick in die Geschichte zeigt: Spielereien mit der Zeit waren meist ein Herrschaftsinstrument.

zähneknirschender Zustimmung vereint sind. Auf Seiten der EU fast alle Beteiligten, angefangen beim französischen Präsidenten Emmanuel Macron und Kommissionspräsidenten Jean-Claude Juncker bis zum ERG-Vorsitzenden Steve Baker und DUP-Chef Lord Trimble auf Seiten der Brexiteers.

Auch ich bin an ihrer Seite. Nachdem ich lange vor dem Referendum für einen konsequenten Brexit gekämpft habe, kann ich gut einschätzen, ob dies eine akzeptable Version dessen ist, wofür die 17,4 Millionen Briten im Juni 2016 gestimmt haben. Natürlich ist der Deal nicht perfekt. Wir müssen mindestens 39 Millionen Pfund Scheidungskosten bezahlen, die die habgierige EU nicht verdient hat. Punkto EU-Recht sind wir weiterhin an die Entscheidungen des Europäischen Gerichtshofs gebunden, und für eine Übergangszeit wird es in Nordirland Zollbestimmungen geben, die sich von denen im Rest des Vereinigten Königreichs unterscheiden. Farage hat recht, wenn er sagt, dass ein klarer, sauberer Schnitt entschieden besser wäre.

Leider ist ein harter Brexit jedoch keine Option, auch wenn das wünschenswert wäre. Aber dank den Machenschaften der Brexit-Gegner ist die verfassungspolitische Praxis derart verkommen und verfahren, dass der Regierung die Hände gebunden sind.

In dieser Situation hat Johnson einen grandiosen Erfolg erzielt. Mit seinem unbeirrbareren Optimismus und seinem täuschend clownesken Charme – wo immer Boris auftaucht, verzaubert er die Anwesenden – hat er EU-Ideologen (die immer wieder versicherten, dass keinesfalls nachverhandelt werde) und Erz-Brexiteers gleichermaßen für sich eingenommen. Praktisch aus dem Nichts hat er ein Abkommen präsentiert, das erkennbar einen realen Brexit bedeutet und, wenngleich für viele ärgerlich, für erstaunlich wenige absolut inakzeptabel ist. Er hat sich damit als Staatsmann erwiesen, der auf dem Weg ist, ein grosser Staatsmann zu werden.

Jetzt muss sein Deal nur noch vom Parlament gebilligt werden. Eine erste Hürde hat das britische Unterhaus nach jahrelangem Stillstand am Dienstag (kurz vor Redaktionsschluss) genommen. Es hat den rechtlichen Rahmen für den Brexit im Grundsatz gebilligt. Aber im zweiten Votum stimmte es gegen den Zeitplan für die weiteren Brexit-Beratungen. Somit wird es voraussichtlich knapp für den avisierten Austritt am 31. Oktober. Eine Neuwahl scheint nun die wahrscheinlichste Folge. Sie wird Boris Johnsons revitalisierten brexitfreundlichen Konservativen Partei die überwältigende Mehrheit verschaffen, die sie verdient. Dann wird es erst richtig lustig im Königreich.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

James Delingpole ist Autor beim *Spectator* und bei *Breitbart*. Kurz vor dem Brexit-Referendum 2016 hat er auf Einladung der *Weltwoche* die Schweiz besucht und sich auf ein Leben ausserhalb der EU eingestimmt.

Was unterscheidet EU-Chef Jean-Claude Juncker von Nordkoreas Kim Jong Un? Nicht viel, mögen manche meinen. Keiner hat ein demokratisches Mandat, dafür haben beide eine ziemlich grosse Klappe. Aber in wenigstens einem Punkt gibt es einen Unterschied: Juncker hat es seinen Untertanen freigestellt, nach welcher Zeit sie leben wollen. Die EU-weite Zeitumstellung will er abschaffen. Kim hingegen zwang seine Untertanen, die Uhren eine halbe Stunde zurückzustellen – sofern die denn überhaupt einen Chronometer besaßen.

Das Dekret wurde am 15. August 2015 erlassen, dem 70. Jahrestag der Unabhängigkeit Koreas von japanischer Fremdherrschaft. Tokio hatte nach der Eroberung der Halbinsel Korea 1910 die eigene Zeitzone aufgezwungen. Kim drehte mit der Pjöngjang-Zeit alles wieder dreissig Minuten zurück. Drei Jahre später hob er das Dekret allerdings auf.

Mao Zedongs Peking-Zeit

Spielereien mit der Zeit sind erst möglich, seit es feste Zeitzonen gibt. Vorher lebte jeder Ort nach der eigenen, von der Sonne bestimmten Zeit. Das britische Weltreich führte 1880 Greenwich Mean Time (GMT) ein, nach der sich der Rest des Globus zu richten hatte.

Der Rest der Welt und ganz besonders Irland: Der rückständigen ältesten Kolonie

Englands wurde eine eigene Zeitzone aufgedrückt. Dublin Mean Time lag 25 Minuten hinter GMT. Doch nach dem gescheiterten Osteraufstand irischer Patrioten 1916 wurde die rebellische Insel auch chronologisch an die kurze Leine genommen: Ab sofort galt in Irland britische Zeit.

Das japanische Beispiel in Korea ist eines von vielen: Oft wurden eroberte Nationen unter das Zeitdiktat des Okkupanten gezwungen. Das jüngste Beispiel ist die Krim, die nach dem Anschluss an Russland 2014 ihre Uhren nach Moskauer Zeit stellen musste.

Im Zweiten Weltkrieg oktroyierte Japan Malaysia Tokio-Zeit auf. Nach 1945 kehrten die Südasiaten zu ihrer eigenen Zeit zurück. In Europa hingegen hat die Nazizeit Bestand bis in die Gegenwart. Im Krieg übernahmen Vichy-Frankreich, Francos Spanien und – nach der deutschen Besetzung – die Niederlande die im Deutschen Reich geltende Mitteleuropäische Zeit. Sie gilt bis heute. Nur in Spanien gibt es ab und zu Vorstösse, zur geografisch besser passenden GMT zurückzukehren.

Als Herrschaftsinstrument im eigenen Land eignen sich Zeitmanipulationen bei grossen Nationen, deren Territorien sich über mehrere Zeitzonen erstrecken. Washington ist es egal, wem die Stunde in Kalifornien oder Alaska schlägt. Aber im totalitären China dekretierte Mao Zedong 1949 Peking-Zeit fürs ganze Reich.

In fernerliegenden Gegenden führt dies zu alltäglichen, aber auch potenziell politischen Problemen. So ist der Zeitunterschied zwischen der vorwiegend von muslimischen Uiguren bewohnten Provinz Xinjiang im äussersten Westen Chinas und der Hauptstadt so gross wie zwischen New York und Los Angeles. Da die Menschen dort ihr Leben gleichwohl nach der Sonne ausrichten, dauert der Arbeitstag eben von zehn bis sieben statt von acht bis fünf.

Heikel wird es bei Rendez-vous. Ein Uigure wird sich nach – illegaler – Xinjiang-Zeit verabreden, ein Chinese nach offizieller Peking-Zeit. Wer nicht zwei Stunden warten oder zu spät kommen will, sollte sich der Nationalität des Gegenübers vergewissern.

Heikel könnte es nach der Abschaffung einer einheitlichen Zeitumstellung in der EU und dem Brexit auch wieder in Irland werden. Wenn alles schief läuft – und warum sollte es das nicht? –, könnten Nordirland und die Republik in zwei verschiedenen Zeitzonen leben. Aber diesmal lägen wohl die Engländer hinten. *Wolfgang Koydl*



Heikle Rendez-vous.

Abmarsch zum Unkrautjäten

Von Wolfgang Koydl — Seit der türkischen Invasion in Nord-Syrien erwägen Berliner Politiker die Entsendung europäischer Truppen. Im Falle der deutschen Bundeswehr ist das reines Maulheldentum.



Am *Limit*: Bundeskanzlerin Merkel am Marinestützpunkt in Kiel.

Im letzten Karneval erfreute sie als Putzfrau Gretel ihr Publikum noch mit zweideutigen Zoten. Mittlerweile ist Annegret Kramp-Karrenbauer deutsche Verteidigungsministerin geworden und verfällt zunehmend in einen zackigeren Kasernenhoft. Angesichts der verschärften und gefährlichen Lage in Syrien hat sie nun – ohne Absprache mit den Verbündeten – den Einsatz europäischer Militärverbände ins Gespräch gebracht.

Ob sich auch deutsche Truppen an der Mission beteiligen sollen, liess die Oberbefehlshaberin der Bundeswehr wohlweislich offen. Es ist fraglich, ob die Deutschen ihren britischen und französischen Kameraden nicht eher schaden als nützen würden. Denn die Bundeswehr ist seit dem Amtsantritt von Kanzlerin Angela Merkel unter einer Reihe unfähiger Verteidigungsminister derart kaputt gespart, desavouiert und demotiviert worden, dass sie wegen ihrer zahllosen Pannen und Unzulänglichkeiten zum Gespött der ganzen Nato geworden ist.

Kampf gegen Borkenkäfer

«Bedingt abwehrbereit» lautete 1962 die Titelseite der Geschichte über die Bundeswehr, die zur legendären *Spiegel*-Affäre führte. Heute könnte sich die Bundeswehr glücklich schätzen, wenn sie zumindest bedingt die Landesgrenzen schüt-

zen könnte. Unter Kaiser und Nazis in ganz Europa gefürchtet und während des Kalten Krieges bei den Verbündeten hochgeachtet, sind die deutschen Streitkräfte heute nur noch ein Schatten ihrer selbst. Nichts illustriert das besser als ein Einsatz von hundert Mann des Jägerbataillons 413 im Sommer in Ueckermünde an der Ostsee: Die Soldaten wurden vom Bürgermeister zum Unkrautjäten angefordert. Sie machten ihre Sache offenbar so gut, dass wenig

Weil sie familienfreundlich werden sollte, kümmerte die Bundeswehr sich um Kitas in den Kasernen.

später eine andere Gemeinde Berufssoldaten zum Kampf gegen den Borkenkäfer abkommandierte.

Für ihre eigentliche Aufgabe ist die Bundeswehr kaum gerüstet. Offiziere klagen über mangelnde Motivation einer Truppe, die von der Öffentlichkeit nicht anerkannt wird. Dazu kommt, dass wegen Sparmassnahmen – zwischen 2012 und 2015 schrumpfte der Verteidigungsetat im Schnitt um 3,32 Prozent pro Jahr – Waffen und Gerät in einem beklagenswerten Zustand sind. Das Heer kann kaum einen seiner 244 Leopard-2-Kampfpanzer einsetzen. Die 95 Puma-Schützenpanzer müssen nachgerüstet

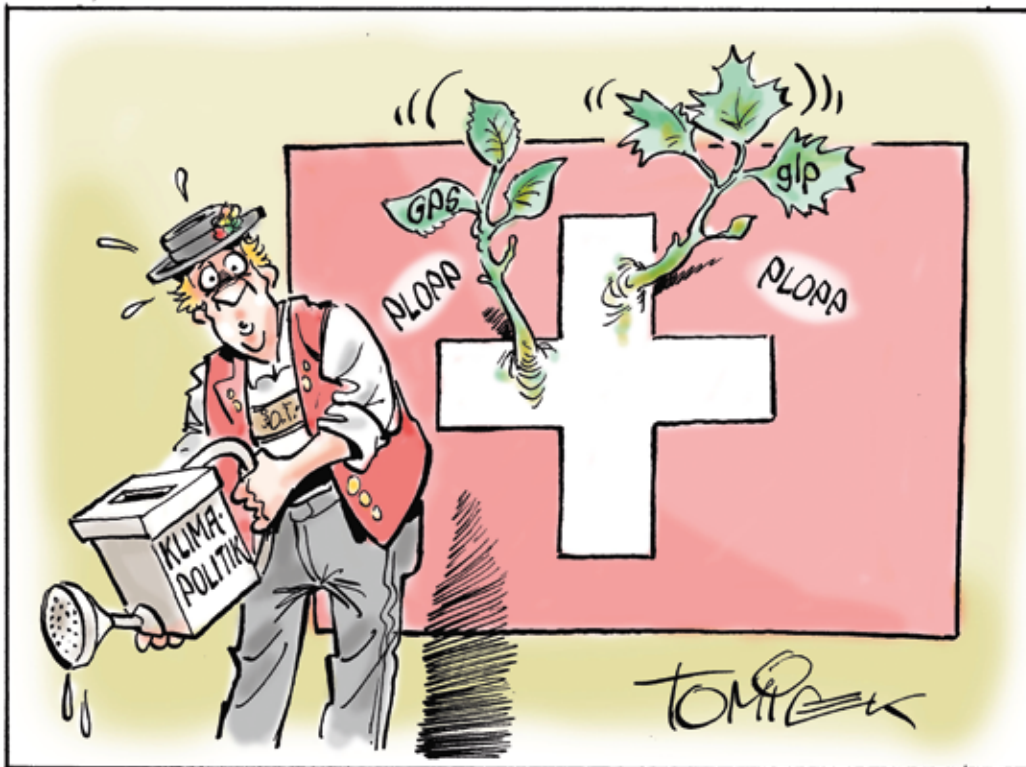
werden und stehen frühestens in sechs Jahren wieder bereit. In der Luftwaffe fliegt nur jeder zweite Tornado und Eurofighter. Es gibt Piloten, die auf eigene Kosten Flugstunden buchen, damit sie die Lizenz nicht verlieren.

Die Marine wiederum geriet wegen der Überholung des Segelschulschiffes «Gorch Fock» in die Schlagzeilen, deren Kosten von veranschlagten 10 Millionen auf 135 Millionen Euro explodierten. «Wir bewegen uns ressourcenmässig am Limit und leben von der Substanz», klagte unlängst der Marinekommandant. Ganze Besatzungen sitzen an Land, weil es nicht genügend Schiffe für alle Matrosen gibt. Neue Fregatten, die schon vor zwei Jahren in Dienst hätten gestellt werden sollen, werden von der Marine nicht abgenommen. Welcher Kapitän will schon ein Kriegsschiff kommandieren, dessen Benzintanks nicht feuersicher sind, dessen Radar und Computer nicht funktionieren und das weder über ein Sonar noch über Torpedoröhren zur U-Boot-Abwehr verfügt?

Immer wieder mahnt US-Präsident Donald Trump die Deutschen, ihre Verteidigungsausgaben auf mindestens 2 Prozent des Bruttoinlandprodukts anzuheben. Kanzlerin Angela Merkel hat das bisher schulterzuckend ignoriert. Überraschen tut das niemanden, schliesslich war sie es, die seit ihrer Amtsübernahme die Truppe fast so schnell heruntergewirtschaftet hat wie die Versailler Siegermächte nach dem Ersten Weltkrieg die Reichswehr.

Ein folgenschwerer Schritt war die Abschaffung der Wehrpflicht im Jahr 2011. Typisch für Merkel – siehe Energiewende und Grenzöffnung –, fiel diese Entscheidung quasi über Nacht: unüberlegt und ohne jegliche Debatte über die möglichen Folgen. Zu diesen Folgen gehörte, dass man künftig für weniger Soldaten mehr Sold aufwenden musste, da Freiwillige teurer sind als Wehrpflichtige. Ein Nebeneffekt war der Pflegenotstand in deutschen Altenheimen und Krankenhäusern; da auch der Ersatzdienst abgeschafft wurde, fehlten jährlich rund 150 000 junge Pflegekräfte.

Wegen der gestiegenen Personalkosten sparte der damalige Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg an der Beschaffung und Modernisierung von Waffen. Sein Nachfolger Thomas de Maizière warf den Verfassungsauftrag der Truppe, die Landesverteidigung, über Bord. Die Bundeswehr sollte sich hinfort bei Auslandseinsätzen beweisen. Ursula von der Leyen, die ihm folgte, setzte ganz neue Prioritäten. Weil die Bundeswehr familienfreundlich werden sollte, kümmerte sie sich um Kitas in den Kasernen und würdigte mit schnippischen Bemerkungen die Truppe herab. Geld gab sie, wie derzeit untersucht wird, vor allem für truppenfremde Berater aus. Offen ist, ob deren Ratschläge nichts taugten oder ob sie gut waren und in den Wind geschlagen wurden. Nur zur Steigerung der Wehrkraft haben sie offenkundig nicht beigetragen.



GRÜNDÜNGER

Ausland

Nach einer fünftägigen Waffenruhe, die zwischen der Türkei und den USA ausgehandelt wurde, räumen kurdische Einheiten die umkämpfte Stadt Ras al-Ain in Nordsyrien. Die USA setzen ihren Truppenabzug fort. Donald Trump verteidigt seinen Entscheid. Es könne nicht sein, dass weiterhin junge amerikanische Soldaten ihr Leben liessen in diesen «endlosen Kriegen». Seinen internen republikanischen Kritikern und dem «militärisch-industriellen Komplex» hält Trump vor, sie seien Kriegstreiber aus Eigennutz.

John le Carrés neuer und 25. Spionageroman «Agent Running in the Field» erscheint. Es geht um den Brexit, russische Interventionen in westliche Politik und um Donald Trump. Die Kritik lobt den Roman als erstklassig.

In Barcelona demonstrieren mehrere hunderttausend Menschen gegen die Haftstrafen für neun Separatistenführer. Es gab zahlreiche Verletzte und Strassenblockaden. Flüge in die Stadt wurden vorübergehend gestrichen, Universitäten und Schulen blieben geschlossen.

In Kanada kann sich Premierminister Justin Trudeau seine zweite Amtszeit knapp sichern, verliert aber die absolute Mehrheit im Parlament. In Israel scheitert Benjamin Netanjahu mit der Bildung einer Regierung und gibt sein Mandat zurück an den Staatspräsidenten. In

Japan wird der 126. Kaiser (Tenno) Naruhito inthronisiert. Gemäss Überlieferung stammt die Kaiserfamilie von der Sonnengöttin Amaterasu ab.

Der marokkanische König Mohammed VI. be-**gnadigt** nach öffentlichen Protesten eine Journalistin und ihren Arzt. Die Frau hatte angeblich nach einer ausserehelichen Beziehung eine Abtreibung vornehmen lassen und wurde zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, der Gynäkologe zu zwei Jahren.

Trennungen. König Maha Vajiralongkorn von Thailand lässt seine erst kürzlich zur **offiziellen Konkubine** erhobene Geliebte wieder fallen. Der ehemalige Fifa-Präsident Sepp Blatter (83) trennt sich von seiner Freundin Linda Barras (55). Das Verhältnis zwischen den beiden britischen Prinzen ist angespannt: «Mein Bruder und ich gehen verschiedene Wege, aber ich liebe ihn», sagt Harry über William.

Im Libanon setzen sich die **Massenproteste gegen Korruption und Armut** fort. Es sind die grössten Proteste seit der Zedernrevolution von 2005. Auslöser waren von der Regierung neu verhängte Steuern, unter anderem sechs Dollar pro Monat auf den Messenger-Dienst Whatsapp.

Inland

«Ich habe mich selbst geschlagen», sagte der Politologe Claude Longchamp sechs Tage vor

den nationalen Wahlen. In seiner, nach eigenen Worten «ultimativen» Prognose kamen die Grünen hinter der CVP zu liegen, während SP und FDP stabil blieben. Der 20. Oktober zeigte ein anderes Bild: Die Sozialdemokraten verloren 2 Prozent (neu 16 Prozent) und sind damit auf dem **historisch tiefsten Wert** ihrer Geschichte angelangt. Die FDP gibt 1,3 Prozente nach (neu 15,1 Prozent). Die Grünen können ihren Wähleranteil fast verdoppeln (neu 13,2 Prozent) und liegen damit vor der CVP, die sich auf dem Stand von 2015 halten konnte (neu 11,4 Prozent). Die Schweizerische Volkspartei wird zurechtgestutzt und verliert 3,8 Prozent (neu 25,6 Prozent). Während die Grünen und die Grünliberalen medial triumphieren, ist die CVP die **stille Siegerin** und auf mittlere Distanz die entscheidende Machtgrösse im Parlament: Sie kann wieder in beiden Kammern ihre Rolle als Mehrheitsbeschafferin ausspielen.

Die grüne Parteipräsidentin **Regula Rytz** bekräftigt den Anspruch auf einen Sitz im Bundesrat. Gemäss Zauberformel – die grössten drei Parteien erhalten je zwei Sitze, die viertgrösste einen – müsste CVP-Bundesrätin Viola Amherd ihren Platz räumen. Würde die Regierung gemäss Wählerstärke gebildet, fielen die Zusammensetzung wesentlich bunter aus: SP, FDP, Grüne, CVP und Grünliberalen kämen auf je eine Vertretung im Bundesrat, die SVP hätte weiterhin Anspruch auf zwei Sitze.

Der Walliser Eishockey-Profi Nico Hischier verlängert seinen Vertrag mit den New Jersey Devils um sieben Jahre. Der Zwanzigjährige erhält einen **50-Millionen-Dollar-Vertrag**.

Die Schweiz zählt neu 810 000 Vermögensmillionäre. Die Credit Suisse führt für Privatkunden mit mehr als zwei Millionen Franken Barbeständen **Negativzinsen** von minus 0,75 Prozent ein.

Die spanische Verwaltung für Eisenbahninfrastruktur hat bei Stadler Rail für 115 Millionen Euro 22 Rettungslokomotiven gekauft. Die Spezialfahrzeuge dienen unter anderem für Schneeräumungsarbeiten, zum Abschleppen von stehengebliebenen Zügen sowie zum Transport von Bauzügen mit einem Gewicht von bis zu 600 Tonnen. Die Lokomotiven sind selbst bei extremen Wetterbedingungen von plus 45 und minus 25 Grad Celsius funktionstüchtig.

Das deutsche Umweltministerium fordert eine schnellstmögliche **Abschaltung des AKW Bznau**. Zudem sollen die verbleibenden drei Atomkraftwerke «zeitnah» ihren Betrieb einstellen. Das Schreiben ging an Bundesrätin Simonetta Sommaruga, die Öffentlichkeit wurde per Medienmitteilung unterrichtet. *Peter Keller*



17. Internationales Alpensymposium 2020

Welt im rasanten Wandel

Ist die globale Digitalisierung beherrschbar? Kreativ-Papst Frederik G. Pferdt gibt Einblick in brisante Entwicklungen im Silicon Valley. Weitere Höhepunkte am 14. und 15. Januar 2020 sind die ehemalige Uno-Chefanklägerin Carla del Ponte, der preisgekrönte Zukunftsforscher Chris Riddell und der König der Taschendiebe Christian Lindemann.

Symposiums-Gründer Oliver Stoldt will unternehmerisch denkende Menschen im Zeitalter des Umbruchs dazu ermuntern, mutig durchzustarten. Auch dieses Mal hat er ein wahres Feuerwerk mit führenden Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Sport und Kultur zusammengestellt.

Mit Aushängeschild Frederik G. Pferdt, Chief Innovation Evangelist bei Google, geht die zweitägige Konferenz der Frage nach, wie sich revolutionäre Ideen in die Tat umsetzen lassen. Think-Tank-Gründerin Anja Wyden Guelpa verrät, wie man kollektives Wissen nutzbringend einsetzt. Und Neurowissenschaftler Pascal Kaufmann referiert über den Stand der künstlichen Intelligenz. Die deutsche Radsportlerin und Paraplegikerin Kristina Vogel erzählt, wie man es trotz Handicap an die Spitze schafft. Politische Analysen liefern China-Experte Martina Fuchs und SRF-Nahost-Korrespondent Pascal Weber. Nicht zuletzt erzählt die Juristin Kai-Leonie Tschan, wie sie sich als Hüttenwartin

in den Alpen einen langersehten Traum erfüllte. Traditionell wird das Programm am ersten Abend mit dem Networking-Dinner abgerundet. Beim hochkarätigen Gedankenaustausch bieten sich beste Gelegenheiten für hervorragende persönliche Kontakte, Geschäfte und gesellschaftliche Präsenz.

Referenten (Auswahl):

- **Frederik G. Pferdt**
«Your Future-Ready Mindset»
- **Carla del Ponte**
«Der Krieg in Syrien geht weiter...»
- **Anja Wyden Guelpa**
«Wenn Vertrauen Berge versetzt»
- **Christian Lindemann**
«Vorhang auf für die Bühne des Lebens»
- **Kristina Vogel**
«Lieber Querschnitt als Durchschnitt»
- **Kai-Leonie Tschan**
«Von der Juristin zur Hüttenwartin»
- **Martina Fuchs**
«Powerhouse China – Die neue Seidenstrasse»

Platin-Club-Spezialangebot

17. Internationales Alpensymposium
Dienstag, 14. Januar, und Mittwoch, 15. Januar 2020
«Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa» in Interlaken

Package A für Abonnenten (exkl. MwSt.):

- Fr. 1445.– (ohne Abo: Fr. 1625.–)
- Eintritt zweitägiges Symposium
 - Welcome-Kaffee an beiden Tagen
 - Pausenkaffee und zwei Mittagessen
 - Champagner-Apéro
 - Teilnahme Networking-Dinner (14. Januar) inkl. Getränke

Package B inkl. Übernachtung (exkl. MwSt.):

- Fr. 1795.– (ohne Abo: Fr. 2145.–)
- Zusätzlich zum Package A:
- 1 Übernachtung mit Frühstücksbüffet
 - Freie Nutzung Hallenbad, Spa, Sauna und Dampfbad

Anmeldung und Infos

www.weltwoche.ch/platinclub oder direkt beim Veranstalter: Telefon 043 556 64 40,
E-Mail: welcome@premium-conferences.ch
Bitte geben Sie Ihre Abo-Nummer bekannt.

www.weltwoche.ch/platin-club



Nachhaltiges Anlegen

Investieren und unsere Lebensgrundlagen schützen

Von Karsten Güttler — Nachhaltigkeit und Ertrag müssen kein Widerspruch sein. Anleger können eine attraktive Rendite erzielen und dabei gleichzeitig einen Beitrag zu gesellschaftlichen Zielen leisten.

Der Klimadiskussion, die rund um den Erdball geführt wird, können sich auch die Banken nicht entziehen. In Frage gestellt werden die Kriterien für Kreditvergaben und das Anlageangebot der Geldinstitute. Nachhaltiges Anlegen oder Sustainable and Impact Investing ist das Gebot der Stunde. Dabei geht es nicht nur um den Klimaschutz, sondern auch um die Achtung der Menschenrechte, die Sicherstellung von Existenzgrundlagen und die Förderung von Demokratie. Im Bereich Nachhaltigkeit haben sich die Banken in den letzten Jahren stark engagiert und bieten eine grosse Palette an Anlageprodukten an – auch für Privatkunden.

Globale Herausforderungen als Chancen

Klar ist: Eine Investition soll immer eine attraktive Rendite erzielen. Das gilt auch für nachhaltige Anlagen. Investitionen mit nachhaltigem Hintergrund zielen darauf ab, den Nutzen einer Anlage zu maximieren und deren Schaden zu minimieren. Unter dem Strich sollte der Saldo positiv sein. Die globalen Herausforderungen begünstigen nachhaltiges Anlegen. Wenn die Weltbevölkerung, wie prognostiziert, bis 2030 von 7,5 auf 8,3 Milliarden Menschen anwächst, werden im Vergleich zu 2015 rund 35 Prozent mehr Nahrung, 40 Prozent mehr Wasser und 50 Prozent mehr Energie benötigt – eine Chance für nachhaltige Anlagen. Als Indiz: Ende 2018 wurden weltweit 31 Billionen US-Dollar im Einklang mit ESG-Kriterien (ESG steht für Environmental, Social and Corporate Governance, also Umwelt, Soziales und Unternehmensführung) verwaltet, was einer Zunahme um über 30 Prozent verglichen mit 2016 entspricht.

Parallel zu dieser Entwicklung wird der Wert von Unternehmen zunehmend von Nachhaltigkeitsfaktoren beeinflusst. Immaterielle Ver-



UBS verfügt über fundiertes Know-how bei den Themen Finanzplanung und Geldanlage. In unregelmässigen Abständen analysieren führende Experten der Bank exklusiv für die *Weltwoche* aktuelle Fragen rund ums Geld.

mögenswerte machten 2015 schon rund 85 Prozent des Werts aller im S&P 500 gelisteten Firmen aus. 15 Prozent entfielen auf die greifbaren Sachanlagen. Vierzig Jahre früher war das Verhältnis umgekehrt. Nachhaltigkeit wirkt stark auf diese immateriellen Werte, wie die Reputation. Konkret wird sie anhand der eingangs erwähnten ESG-Faktoren bewertet.

Der Umweltfaktor ist selbsterklärend. Beim Faktor Soziales geht es bei Firmen um Arbeitsbedingungen und Menschenrechte sowie bei Staaten um Demografie und den Umgang mit Arbeitslosigkeit. Governance-Fragen betreffen beispielsweise die Management-Entlohnung, die Aktionärsrechte oder die Verwaltungsstruktur bei Unternehmen. Bei Staaten werden hier beispielsweise Fiskalpolitik, die Verschuldung oder das Bildungssystem angeschaut.

Verfügbare Nachhaltigkeitsansätze

UBS verfolgt beim nachhaltigen Anlegen drei Ansätze, die einzeln oder kombiniert zur Anwendung kommen: Ausschlüsse (Exklusion), ESG-Integration und Impact Investing. Bei den Ausschlüssen werden Unternehmen beziehungsweise Sektoren ausgeschlossen, die bestimmte Kriterien nicht erfüllen, etwa die Waffenproduktion. ESG-Integration steht für die Konzen-

tration auf Anlagen mit starkem ESG-Profil. Hier schauen die hauseigenen Analysten neben der rein finanziellen Attraktivität auch auf Nachhaltigkeitskriterien. Die Portfoliomanager setzen diese Erkenntnisse integriert bei ihren Anlageentscheidungen um. Der dritte Ansatz, das Impact Investing, fokussiert auf Anlagen, die nebst einer finanziellen Rendite auch messbare positive ökologische oder gesellschaftliche Effekte erzielen sollen. Die Messung und Berichterstattung dieser gesellschaftlichen Effekte sind das zentrale Merkmal von Impact Investing, sie sind allerdings auch aufwendig, und breit verfügbare, profitable Anlagemöglichkeiten sind noch vergleichsweise limitiert. Erwähnenswert ist, dass sich über alle Anlageklassen hinweg eine ausgewogene nachhaltige Anlagestrategie historisch positiv auf die finanzielle Performance ausgewirkt hat.

Ein neuer Trend ist, dass grosse Anleger verstärkt eine aktive Einflussnahme auf die Geschäftspolitik von Unternehmen inklusive der damit verbundenen gesellschaftlichen Wirkungen nehmen. UBS versteht dieses Engagement als einen wesentlichen Teil der Anlagestrategie. Meist geht die Bank aktiv auf ein Unternehmen zu und sucht den Dialog, zum Beispiel zu dessen Umgang mit dem Klima oder der Personalpolitik. Gleichfalls wird das Abstimmverhalten auf Aktionärstreffen erläutert. Ein konstruktiver Dialog hilft dabei, dass das Engagement als nützlicher Impuls angenommen wird, um ein Geschäftsmodell langfristig tragfähig zu machen («invest in positive change»).

Wenn ein Unternehmen beispielsweise eine klimabewusste Strategie verfolgt, ist beim Investieren der langfristige Horizont entscheidend. Nicht immer ist ein aktuelles Niveau massgebend. Vielmehr müssen die langfristige



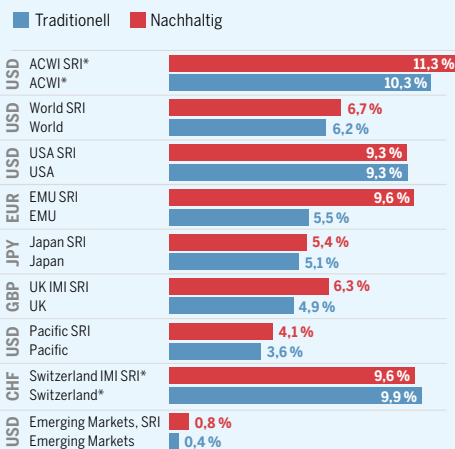
eingeschlagene Richtung und der Trend stimmen. Augenmass und Know-how bei der Beurteilung sind wichtig, denn auch das Verständnis von Nachhaltigkeit verändert sich im Lauf der Zeit. Gegenwärtig weitverbreitet ist die Definition von Nachhaltigkeit im Sinne der Nachhaltigkeitsziele der Vereinten Nationen. 2015 haben die Uno-Mitgliedstaaten siebzehn messbare Nachhaltigkeitsziele (UN SDGs, Sustainable Development Goals) vereinbart, um bis 2030 zum Beispiel Hunger und Armut wirksam zu bekämpfen und den Planeten zu schützen. Durch Investitionen in nachhaltige Anlagelösungen im Sinne der UN SDGs wird nicht nur eine attraktive finanzielle Rendite

angestrebt, sondern eben auch eine gesellschaftliche.

Neben dem allgemeinen Blick auf ESG-Faktoren hat UBS auch spezifische langfristige Anlagethemen definiert. Drei globale Megatrends bilden dabei die Grundlage: Bevölkerungswachstum, Verstärkung und Alterung. 2050 leben voraussichtlich rund 10 Milliarden Menschen auf der Erde, und die Zahl der über Hundertjährigen wird zehnmal grösser sein als heute. Schon 2030 wird es 41 Megacities mit mehr als 10 Millionen Einwohnern geben. Vor diesem Hintergrund eröffnen sich attraktive langfristige Anlagethemen wie Wasser, Energieeffizienz, intelligente Mobilität, Bildung, Gesundheit oder Seniorenresidenzen.

Nachhaltige Anlagen schlagen traditionelle

Passiv verwaltete Indexfonds (ETF), von denen es jeweils eine herkömmliche und eine nachhaltige Variante gibt, schneiden bei der Performance unterschiedlich ab. In den abgebildeten Beispielen ist zu sehen, dass die nachhaltigen ETFs (roter Balken) keine schlechtere Rendite erzielten, sondern durchschnittlich in den letzten fünf Jahren (in zwei Fällen in drei Jahren) besser rentiert haben als die traditionellen (blauer Balken). Bei den ETFs mit Schwerpunkt USA und Schweiz schneiden beide Produkte etwa gleich gut ab.



*Return p.a. 3 Jahre

QUELLE: MSCI, UBS ASSET MANAGEMENT

Nachhaltigkeit in Anlegerportfolios

Zur Auswahl stehen Privatanlegern grundsätzlich aktiv und passiv gemanagte Fonds, bei denen finanzielle Attraktivität, Nachhaltigkeit und Langfristigkeit berücksichtigt werden. Bei Privatpersonen sind derzeit der aktive UBS Long Term Themes Fund und die passiven UBS SRI ETFs (Socially Responsible Investing; Kombination von Ausschlüssen und ESG-Integration) besonders beliebt.

Eine andere Möglichkeit ist UBS Manage Sustainable Investing. Hier wird ein individuelles, zu 100 Prozent nachhaltiges Portfolio so zusammengestellt, dass die darin enthaltenen Titel ein gutes ESG-Profil aufweisen und an den Uno-Nachhaltigkeitszielen (SDGs) ausgerichtet sind. Anlagespezialisten kümmern sich täglich um das Portfolio, so dass Anlegern kaum ein Aufwand entsteht, sich mit dem Kapitalmarkt befassen zu müssen.

Genau wie bei konventionellen Anlagen gilt auch für nachhaltige Investments: Wichtig ist die Diversifikation. Ein breitaufgestelltes Portfolio, das mit einem Zeithorizont von mindestens fünf bis sieben Jahren investiert ist, wird sowohl für den Anleger und dessen finanzielle Erwartungen wie auch für Umwelt und Gesellschaft den grössten Nutzen stiften.

Vier Fragen



Dr. Karsten Güttler:
Executive Director
und Senior Sustainable
Investment Specialist bei
UBS Asset Management

Was sind Hürden für Anleger beim nachhaltigen Investieren?

Anlegern ist häufig nicht klar, was «nachhaltig» genau bedeutet. Das verunsichert. Zudem glauben fälschlicherweise viele, dass die Renditen schlechter und die Produkte teurer sind. Vor allem ältere Kunden haben zudem manchmal das Gefühl, dass das Thema sie nicht mehr betrifft.

Mit welchen Argumenten lassen sich Anleger überzeugen?

«Performance Plus» ist ein zentrales Stichwort. Nachhaltige Anlagen erwirtschafteten in der Vergangenheit mindestens eine vergleichbare Rendite wie konventionelle, oft sogar eine bessere. Ein Beispiel dafür sind unsere ETFs. Tatsächlich sind ESG-Daten nicht umsonst. Aber meist tragen die Anbieter diese Kosten. UBS Asset Management verlässt sich dabei nicht nur auf Datenanbieter, sondern hat Nachhaltigkeit darüber hinaus in den eigenen Research-Prozess integriert.

Wie kann nachhaltiges Investieren die Gesellschaft und die Umwelt positiv beeinflussen?

Indem Kapital Projekten und Firmen zur Verfügung gestellt wird, die nicht nur eine finanzielle Rendite, sondern auch einen gesellschaftlichen Mehrwert erzielen. Ohne «nachhaltiges» Kapital von privaten Investoren werden Herausforderungen wie Bevölkerungswachstum und Ressourcenverbrauch nicht lösbar sein. Da stehen wir als Privatpersonen auch in der Pflicht.

Wie kann UBS Anlegern bei der Auswahl von nachhaltigen Anlagen helfen?

Wir helfen, das Nachhaltigkeitsverständnis der Kunden, ihre individuellen Ziele und Hintergründe mit geeigneten Anlagemöglichkeiten in Einklang zu bringen. Es gibt eine Vielzahl von Lösungen. Dabei profitieren Kunden von unserer über zwanzigjährigen Erfahrung mit nachhaltigen Anlagen.

Interview: Michael Baumann

Weitere Informationen: ubs.com/nachhaltig-anlegen



Mehr als eine Welle? Wahlsiegerin Rytz (M.), am Sonntag in Bern.

Schweiz

Ein grüner Bundesrat muss warten

Von Katharina Fontana — Sollen die Grünen nach ihrem «historischen» Triumph bei den eidgenössischen Wahlen jetzt in die Landesregierung einziehen? Nein, sicher nicht.

Noch gibt sich Regula Rytz verhalten. Eigentlich habe ihre Partei nach den deutlichen Mandatsgewinnen nun Anspruch auf einen Sitz im Bundesrat, sagte die Präsidentin der Grünen Partei am Sonntagabend in der Elefantenrunde im Schweizer Fernsehen und in nachfolgenden Interviews. Im Visier hat Rytz in erster Linie die Freisinnigen, denen sie einen Sitz abjagen möchte. Wann die Grünen antreten wollen – bei den Gesamterneuerungswahlen des Bundesrates im Dezember oder erst bei der nächsten Vakanz –, liess Rytz bisher offen. Dies zur Enttäuschung vieler linker Zeitgenossen und politischer Kommentatoren, die angesichts des «historischen» Triumphs der Grünen auf einen Frontalangriff auf den Tessiner Freisinnigen Ignazio Cassis gehofft hatten. «Historisch» ist das Wort der Stunde. Aus bür-

gerlicher Sicht gibt es nichts zu beschönigen: Die bis ins Mark sozialistischen Grünen haben auf einen Schlag über 6 Prozent Wähleranteil (gesamthaft 13,2 Prozent) hinzugewonnen. Sie sind im Nationalrat zur viertstärksten Kraft aufgerückt und positionieren sich nun vor der CVP, die sich erstaunlich gut gehalten hat (11,4 Prozent). Auf Platz eins steht weiterhin die SVP (25,6 Prozent), die arg gerupft aus den Wahlen hervorgeht. Mit grossem Abstand folgen die SP (16,8 Prozent) und die FDP (15,1 Prozent), die beide ebenfalls Federn lassen müssen. Auch im Ständerat, wo das Rennen vielerorts noch nicht gelaufen ist, könnte noch der eine oder andere zusätzliche grüne Sitz herauschauen. Gewisse Politbeobachter sind angesichts des grünen Vormarsches derart aus dem Häuschen, dass sie von einer Zei-

tenwende sprechen und das Ergebnis als eindeutigen Wählerauftrag für eine klimapolitische Wende interpretieren.

Lange Zeit nur Beigemüse

Das kann man durchaus auch anders sehen. Die Grünen haben zugelegt, das stimmt, und rechnet man auch die Grünliberalen zur «grünen Welle», zur «grünen Flut», zum «grünen Tsunami» dazu, wie der Wahlerfolg der ökologischen Kräfte in den Medien bezeichnet wird, haben gut 20 Prozent der Wähler für Parteien gestimmt, die «grün» im Namen tragen. Das heisst umgekehrt aber auch, dass sich 80 Prozent der Wähler eben nicht für Grün ausgesprochen haben. Insoweit ist es doch reichlich gewagt, von einem klaren Öko-Auftrag zu sprechen, den die Schweizerinnen und

Schweizer der Politik erteilt hätten. Für vier Fünftel der Wähler gibt es offenkundig noch anderes, Wichtigeres als das Klimathema. Dass die Wahlbeteiligung zudem tiefer war als erwartet, obschon doch angeblich die Klimakatastrophe droht, lässt ebenfalls Raum für Interpretationen.

Wenn angesichts des «historischen» Sitzgewinns der Grünen nun die Frage nach einem grünen Bundesrat aufgeworfen wird, darf man auch hier durchaus aufs Historische schauen. Die Grünen sind zwar schon seit längerem im Bundesparlament vertreten, genau gesagt seit 1979, allerdings lediglich als Beigemüse. In den umweltbewegten 1980er Jahren, als man in der Schweiz meinte, der Wald werde sterben, konnten sie auf 5 Prozent zulegen. Diesen Wert hielten sie bis 1999, 2007 steigerten sie sich auf knapp 10 Prozent, 2015 sackten sie auf 7 Prozent ab.

Blickt man auf die Geschichte der Regierungszusammensetzung seit der Gründung des Bundesstaates 1848 zurück, zeigt sich, dass der aktuelle Wahltriumph der Grünen keinen Grund darstellt, nun flugs einen der ihren zum Bundesrat zu küren. Neu aufkommende politische Kräfte, die in die Landesregierung einziehen wollten, mussten sich schon immer gedulden, die Spielregeln wurden jeweils mit Bedacht angepasst. So nahmen die Freisinnigen, die ab 1848 allein regierten, erst 1891 den ersten katholisch-konservativen Bundesrat in ihre Reihen auf. In Geduld fassen musste sich auch die Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB), die heutige SVP, die 1929 in den Bundesrat einzog. Noch sehr viel länger, nämlich bis 1943, mussten die Sozialdemokraten warten, die bereits 1919 einen Anteil von knapp einem Viertel der Wählerstimmen erhalten hatten und in den 1930er Jahren zur wählerstärksten Partei avanciert waren.

1959 setzte sich dann die Zauberformel durch: Zwei Freisinnige, zwei CVP-Vertreter, zwei Sozialdemokraten und ein Mitglied der SVP stellten die Landesregierung. Mit den Gewinnen der Volkspartei, die ihren Wähleranteil innert zwölf Jahren verdoppelt hatte und einen zweiten Bundesratssitz forderte, geriet die fast als unverrückbar geltende Formel vierzig Jahre später unter Druck. 2003, als für die CVP-Magistratin Ruth Metzler SVP-Mann Christoph Blocher gewählt wurde, wurde die Landesregierung an die neuen SVP-CVP-Kräfteverhältnisse angepasst. Darauf folgte mit der Abwahl von Blocher, der Wahl von Eveline Widmer-Schlumpf und der Gründung der Kleinpartei BDP ein staatspolitisches Tohuwabo, das erst 2015 mit dem Rücktritt von Widmer-Schlumpf endete. Seither ist die Kirche wieder im Dorf: Die drei wählerstärksten Parteien schicken je zwei Vertreter in die Regierung und die viertstärkste einen. Die einstige Bundesratspartei BDP, auch als «Fanclub» von

Widmer-Schlumpf bezeichnet, ist mittlerweile implodiert.

Der Taschenrechner reicht nicht

Vor diesem Hintergrund zeigt sich, dass es vorschnell wäre, nun unverzüglich eine Regierungsumbildung zu fordern. Sicher, die

Schweiz ist mit der Konkordanz und dem breiten Einbezug von Minderheiten in die Regierungsverantwortung gut gefahren. Die Konkordanz folgt letztlich einer einfachen Logik: Sollen die ausgehandelten Kompromisse im Parlament und im Volk, der wahren

Opposition in der Schweiz, nicht scheitern, muss ein Grossteil der Wähler in der Landesregierung vertreten sein und muss eine solide Mehrheit im Parlament hinter dem Bundesrat stehen. Dass die stärksten politischen Kräfte in die Landesregierung eingebunden sein müssen, darüber scheint man sich einig zu sein, doch wie die Bundesratssitze verteilt werden sollen, darüber gehen die Meinungen – je nach Interessenlage – auseinander.

Man sollte nicht vergessen, dass die Schweiz seit 1848 mit denselben Institutionen funktioniert.

der. Soll die Fraktionsstärke zählen – was Parteien dient, die im Parlament eine Liaison mit Kleinparteien eingehen und im Ständerat stark sind? Oder soll der Wähleranteil bei den Nationalratswahlen zählen? Auch die mathematische Rechenmethode kann zu unterschiedlichen Sitzansprüchen führen; gemäss gewissen Modellrechnungen hätte beispielsweise die SVP 2003 Anrecht auf drei Bundesratssitze gehabt.

Es ist keine gute Idee, die Bundesratszusammensetzung einzig und allein zu einer Frage von Arithmetik und Taschenrechner zu machen. Dies würde über die Zeit zu instabilen Verhältnissen führen. Die Landesregierung müsste dann alle naselang, bereits bei kleinen Prozentverschiebungen oder gar Ersatzwahl-

len, neu justiert werden. Man sollte nicht vergessen, dass die Schweiz seit 1848 mit denselben Institutionen funktioniert. Während umliegende Länder Verfassungskrisen erlebt und ihre Staatsformen geändert haben, während Italien bei der Zweiten und Frankreich bei der Fünften Republik angekommen ist, hat unser Regierungssystem 171 Jahre auf dem Buckel, und das kommt nicht von ungefähr. Das Schweizer Staatsmodell ist einzigartig, was die Kontinuität der parteipolitischen Zusammensetzung des Bundesrates angeht. Im Vergleich zum Ausland, wo sich die Exekutiven die Klinke in die Hand geben, ist die Schweiz ein Hort der Stabilität. Die Regierungseinbindung hierzulande braucht Zeit, Regierungsformeln werden nicht von heute auf morgen umgestellt. Im Gegenzug sind Bundesratssitze keine Schleudersitze. Das macht das System solid.

Natürlich soll man das Argument der Stabilität nicht als Vorwand nehmen, um das Machtkartell der Traditionsparteien zu stützen. Sollten die Grünen bei den eidgenössischen Wahlen in vier Jahren ihre Position konsolidieren, wird man sich über eine neue Zusammensetzung der Landesregierung tatsächlich Gedanken machen müssen. Im Fokus steht dabei aus heutiger Sicht die FDP, die wohl einen ihrer zwei Bundesratssitze an die Grünen abgeben müsste. Vielleicht wird es aber auch die SP treffen, der es gar nicht gut läuft und auf deren Formstand in vier Jahren man gespannt sein kann. Dabei wird man sich auch über die Frage unterhalten müssen, wie viele Parteien sinnvollerweise in der siebenköpfigen Regierung vertreten sein sollen. Die Zweiervertretung der grossen Parteien hat den Vorteil, dass zwischendurch auch ein Tessiner oder ein Welscher zum Handkuss kommt. Dies dürfte kaum mehr der Fall sein, wenn eine Bundesratspartei nur einen einzigen Vertreter entsenden dürfte; auf dem Wählermarkt gelten die Lateiner nicht als Zugpferde.

Zusatzbelastungen und Verzicht

Bevor man die Grünen in die Landesregierung hievt, sollte man also mit einiger Sicherheit davon ausgehen können, dass ihr Erfolg keine Eintagsfliege ist und sie in der Gunst der Wähler nicht abfallen. Ob Grün mehr ist als eine Welle, eine Flut, ein Tsunami, ob die Leute auch dann noch grün wählen, wenn sie ökologische Politik konkret erleben und sehen, was das für ihren Alltag an Zusatzbelastungen und Verzicht bedeutet, ist offen. Auch muss sich zeigen, wie sich grüne Rezepte halten können, sollte die Wirtschaft in den nächsten Jahren deutlich abkühlen. Dann dürften die Klimaschutzanliegen, die heute viel Unterstützung zu geniessen scheinen, auf der Prioritätenliste der Bevölkerung nämlich deutlich nach unten rutschen. Und die Grünen könnten rasch wieder zum Beigemüse werden, das sie bis anhin waren.



Unter Druck: Zauberformel-Bundesrat, 1959.

Grünes Mäntelchen, rot gefüttert

Von Erik Ebnetter und Philipp Gut — Die Grünen wollen laut Statuten das Links-rechts-Schema überwinden. Das ist ein Überbleibsel aus ihrer Gründungszeit. In Wirklichkeit bilden sie die Fraktion im Bundeshaus, die am weitesten links politisiert.

Als Regula Rytz am Sonntagabend kurz nach sechs Uhr im Schweizer Fernsehen die Wahlerfolge ihrer Partei kommentiert, schauen ihre Zürcher Parteifreunde in das eingefrorene Gesicht von Priska Seiler Graf auf Tele Züri. Die Grünen haben sich im Cabaret Voltaire zusammengefunden, um ihren Wahlsieg zu feiern, auf der Leinwand ist das Programm des Lokalsenders zu sehen. Seiler Graf, die Co-Präsidentin der Zürcher Sozialdemokraten, hat eben zum Reden angesetzt, da stockt die Übertragung. Eine kleine Ewigkeit lang setzt der Ton aus, bis endlich zu hören ist, was sie zu sagen hat. «Es hat das stattgefunden, was immer stattfindet, das übliche Schema: Wir verlieren Sitze an die Grünen, umgekehrt dann die Grünen wieder Sitze an uns.» Buhrufe mischen sich in die fröhliche Stimmung, die Botschaft kommt nicht gut an. Rot und Grün, ist es am Ende ein und dasselbe?

Die Grünen haben lange um ihre Positionierung im Parteienspektrum gerungen. Sie wollten sich nicht als linke Partei verstanden wissen, sondern als fortschrittliche. Umweltschutz sei keine Frage des weltanschaulichen Standpunktes, sondern der praktischen Vernunft. Bis heute zeigt sich das in ihren Statuten: «Mit ihren Zielen ist die Grüne Partei der Schweiz bestrebt, das herkömmliche Links-rechts-Schema zu überwinden.» Wenn Seiler Graf eine Wählerwanderung von Sozialdemokraten zu Grünen als «übliches Schema» bezeichnet, rührt sie damit ans Selbstverständnis der Grünen: fröhlich alte Gefechtslinien zu queren, solange es nur der Sache dient. Dabei entspricht dieser pragmatische Politikansatz schon lange nicht mehr der grünen Wirklichkeit.

Linke Ideen werden Mainstream

Die Grünen politisieren weiter links als jede andere Fraktion im Bundeshaus. Der Politgeograf Michael Hermann hat es kürzlich in der NZZ dargelegt: Auf einer Links-rechts-Skala von minus 10 bis plus 10 liegen die grünen Bundesparlamentarier zwischen minus 9,2 und minus 10; drei Fraktionsmitglieder kommen sogar auf den Extremwert, darunter Regula Rytz, die Parteipräsidentin. Zum Vergleich: Die SP öffnet sich nach rechts immerhin bis minus 6,8.

Auch die neugewählten Grünen stehen am linken Rand, wie eine Auswertung ihrer

Smartvote-Profil zeigt. Adrian Vatter, der Politikwissenschaftler an der Universität Bern lehrt, nennt Grüne und Sozialdemokraten deshalb «nahezu siamesische Zwillinge». Aufschlussreich ist auch, dass beide Parteien im europäischen Vergleich links aussen politisieren. Der Politologe Werner Seitz, einer der besten Kenner der Schweizer Grünen, hält fest, dass die Partei gerade in wirtschaftspolitischen Fragen «überdurchschnittlich stark links» aufgestellt sei. Trotzdem lässt sich beobachten, dass «die grünen Werte heute in den Mainstream diffundieren», wie Hermann es ausdrückt.

Rytz konnte in der Elefantenrunde der Parteipräsidenten am Wahlsonntag jedenfalls zusehen, wie ihre Kollegen versuchten, sich ein grünes Mäntelchen mit rotem Innenfutter umzuhängen. Sogar FDP-Präsidentin Petra

«Wir wollen keine Extrempolitik machen», sagt Rytz, die links von sich niemanden mehr hat.

Gössi und CVP-Chef Gerhard Pfister scheuten sich nicht, ihre Zustimmung zu weiteren Steuern, Gebühren und Abgaben im Klima- und Umweltbereich kundzutun. Einzige Ausnahme in diesem interventionistischen Jekami war SVP-Präsident Albert Rösti.

Dass «grün» in der Schweiz nur ein anderes Wort für «links» geworden ist, scheint den Wählern ohnehin bewusster zu sein als den bürgerlichen Parteispitzen. Michael Hermann weist darauf hin, dass es kaum Wanderungsbewegungen vom bürgerlichen ins rot-grüne Lager gibt. Grün wähle vor allem das «akademisch-postmaterielle Milieu», junge, gutausgebildete Leute, die in soziokulturellen Berufen arbeiten. Nachwahlbefragungen stützen diesen Befund: Der Zuwachs der Grünen geht demnach vor allem auf das Konto der SP. Zudem erhielten sie viele Stimmen von Neuwählern, die im Klimahype mobilisiert worden sind.

Etwas anders ist es bei den Grünliberalen, den zweiten Gewinnern des Wochenendes. Sie konnten von Wechselwählern aus der Mitte profitieren. Die Differenzen zwischen den beiden Parteien seien allerdings grundlegend, sagt GLP-Präsident Martin Bäumle. «Die Grünen sind etatistisch.» Seine eigene Partei ver-



Gurken und Melonen: Gründerväter Peter Schmid,

traue dagegen auf Lösungen, die «marktwirtschaftlich interessant» seien.

Scheue Gegenfrage: Setzen die Grünliberalen in der Klimapolitik nicht auch auf staatlichen Zwang? Ist das «liberal» im Parteinamen nicht ein Etikettenschwindel?

«Nein», sagt Bäumle. Da eine wirksame Lenkungsabgabe als liberalste Lösung nicht mehrheitsfähig sei, brauche es einen Mix aus Massnahmen, «eventuell auch einzelne Verbote». Dennoch bestehe hier ein «markanter Unterschied» zu den Grünen. Diese argumentierten «generell stärker auf der Verbotsschiene», was sie wiederum mit der SP verbinde.

Machtkämpfe in Bern

Dass der Weg der Grünen nach links führte, hier mehr, dort weniger, war nicht vorgezeichnet. Die Partei geht auf politisch vielfältige Umweltschutzorganisationen in den reformierten Westschweizer Kantonen zurück. Die erste Gründung erfolgte 1971 in Neuenburg; die ersten Grossratssitze gab es 1978 in der Waadt; der erste Präsident der nationalen Partei, ab 1983 im Amt, stammte aus Genf.

Diese Grünen verstanden sich als «Gurken», aussen grün, innen grün, und hatten sich in der «Grünen Föderation» zusammengeschlossen. Ihre Konkurrenten, die «Melonen», aussen grün, innen rot, sammelten sich in der «Grünen Alternative». Die Unterschiede zeigten sich schon in Äusserlichkeiten: Daniel Bréla, der 1979 als europaweit erster Grüner die Wahl in ein nationales Parlament schaffte, trug Krawatte, um sich von den Alternativen abzugrenzen. Das tut er zwar noch immer,



Daniel Brélaz, Leni Robert, Ruedi Baumann (v. l.).

aber über die Jahrzehnte hat er sich im Gleichschritt mit seiner Partei nach links bewegt. 2019 kommt er als Nationalrat im Linksrechts-Modell von Hermann auf einen Wert von minus 9,5.

Ein erstes Mal zu grösseren Spannungen um die politische Ausrichtung kam es 1986, kurz nach einem spektakulären Erfolg. Die Föderation hiess inzwischen Grüne Partei der Schweiz (GPS) und hatte in Bern für eine Sensation gesorgt. Zwei Mitglieder der Freien Liste, die zur GPS gehörte, schafften den Einzug in den Regierungsrat, darunter Leni Robert, ehemalige Freisinnige und «Ur-Grünliberale» (Adrian Vatter). Nach 140 Jahren musste der Freisinn in die Opposition. «Wir tanzten Ringelreihen zu den Klängen unserer eigenen Steelband auf dem Rathausplatz in Bern», erinnerte sich der spätere Grünen-Präsident Ruedi Baumann. Die Freude währte kurz.

Am 18. Dezember gab Monica Zingg ihren Rücktritt als GPS-Präsidentin bekannt. In einem offenen Brief bekannte sie, was sie zu ihrem Schritt veranlasst hatte: ein Machtkampf zwischen der gurkengrünen Freien Liste und der melonengrünen Demokratischen Alternative, die ebenfalls in die GPS drängte. Am Ende wurde die Demokratische Alternative aufgenommen.

Peter Schmid, ein Heilpädagoge aus dem Thurgau, übernahm 1987 die Parteileitung. Er gehörte zu den Gurkengrünen und beobachtete den zunehmenden Einfluss der Melonengrünen skeptisch. Dass die neuen Mitglieder marxistische Ideen und einen aktivistischen

Stil in die Partei trugen, missfiel ihm. Er mahnte zu «Sachlichkeit, Gesprächsbereitschaft und Lernfähigkeit». Seine Worte verhallten wirkungslos. Schon 1988 ermittelte eine Studie, dass die Grünen zum linken Spektrum zählten. Schmid sprach trotzig von einem «überholten Klischee» und gab sich überzeugt, die Grünen könnten «durchaus die Blöcke spalten».

Gespalten haben sich am Ende die Grünen, deren eher bürgerlicher Flügel ab 2004 zur GLP wurde. Dass die linksorientierten Kräfte die GPS übernehmen konnten, hängt auch mit dem Aufstieg der SVP zusammen. Sie war es, die in den neunziger Jahren die anderen Parteien vor sich hertrieb und zu Festlegungen zwang. Noch 1992 hatten die Grünen mit der SVP den EWR-Beitritt bekämpft, wurden danach aber nicht müde, sich nach rechts abzugrenzen. Der Bruch spiegelt sich auch in den Biografien der damaligen Akteure. Das beste Beispiel ist Ruedi Baumann, der von 1997 bis 2001 die GPS präsiidierte. Er, ein ehemaliges SVP-Mitglied, befand 2005, dass SVP-Bundesrat Christoph Blocher ein «unseliger Geldsack von der Goldküste» sei.

Die Partei tat sich allerdings immer noch schwer mit der Verortung auf der linken Seite. Als die NZZ im November 2005 titelte: «Die Grünen – Erfolg mit links», sah sich der Generalsekretär veranlasst, «wieder einmal über das Konzept <links> nachzudenken». Noch 2013, als der Linksrutsch der Grünen längst schon wissenschaftlich beschrieben war, mieden Exponenten in einer Festschrift zum Dreissig-Jahr-Jubiläum der Partei ein Be-

kenntnis zu ihren linken Überzeugungen. Lieber sprachen sie von «Kreislaufwirtschaft» und «ökologischer Steuerreform».

Kein Ventil wie bei Fukushima

Eigentlich würde man vermuten, dass eine Linksaussen-Partei, die sich schon im Namen auf einen politischen Themenbereich reduziert, Mühe hat, sich in die Breite zu entwickeln. Nach den Klimademonstrationen kam den Grünen diese Verengung aber offenbar zugute. Adrian Vatter weist noch auf einen anderen Erfolgsfaktor hin. Anders als 2011, als die Partei nach der Reaktorkatastrophe von Fukushima bei diversen Kantonsratswahlen im Frühling profitierte, dies aber im Herbst auf nationaler Ebene nicht wiederholen konnte, war sie 2019 das ganze Jahr über erfolgreich. Damals reagierte die Politik schnell (Atomausstieg, Energiestrategie 2050); diesmal habe es nichts Vergleichbares gegeben. Das Ventil blieb zu, «die Luft wurde nicht abgelassen».

Die Grünen wollen nun in der Wintersession das CO₂-Gesetz verschärfen, wie sie noch am Wahltag angekündigt haben. Das wird auf höhere Abgaben und mehr staatlichen Zwang hinauslaufen. Verkauft wird dies in bester grüner Tradition natürlich anders. «Wir wollen keine Extrempolitik machen», sagt Rytz, die links von sich niemanden mehr hat. Wer am Sonntagabend gesehen hat, wie wenig die anderen Parteipräsidenten ihrer grünen Kollegin entgegenzuhalten hatten, beginnt zu ahnen, was die angestrebte Überwindung des Links-rechts-Schemas bedeuten könnte: dass es bald fast nur noch links gibt.

«Auf Kosten des Freisinns»

Von Philipp Gut — Der Fraktionschef der Grünen, Balthasar Glättli, rechtfertigt die Verbotspolitik seiner Partei im Umweltbereich. In den Bundesrat wolle er nicht. Aber die FDP müsse einen Sitz für seine Partei räumen.

Aufgrund des zu erwartenden Wahlsiegs der Grünen hatten wir den Interviewtermin am Montagnachmittag bereits Ende letzter Woche fixiert. Es sollte sich als nötig erweisen. Balthasar Glättli war fast rund um die Uhr mit Mediengesprächen beschäftigt, am Dienstag sass er dann mit seinen Geschäftsleitungskollegen zusammen. Sein Mobiltelefon hatte er auf stumm geschaltet, weil es sonst die ganze Zeit geklingelt hätte. Trotz des Rummels stellte er sich den kritischen Fragen der *Weltwoche* und verrät, was er mit seiner sprunghaft gewachsenen Fraktion in der neuen Legislatur konkret erreichen will.

Herr Glättli, Sie haben den Wahlsieg der Grünen als «historisch» bezeichnet – und als Auftrag für eine «griffige Klimapolitik» gedeutet. Griffig heisst: Die Bürger müssen sich auf neue Verbote, Steuern, Abgaben gefasst machen.

Man kann wirklich von einem historischen Wahlsieg sprechen, denn seit der Einführung des Proporzsystems hat nie eine Partei im Nationalrat so viele Sitze zugelegt wie wir.

Gratulation! Die Frage ist, was das für die Politik in der Schweiz heisst. Was führen Sie jetzt alles im Schilde?

Wir haben einen ganzen Werkzeugkasten mit Instrumenten präsentiert, aus dem man sich bedienen kann. Bisher haben wir bei der Klimapolitik am wenigsten auf jene Instrumente gesetzt, bei denen man Steuern im Sinne von Staatseinnahmen generiert. Bisher haben wir vor allem Lenkungsabgaben eingeführt, zum Teil mit Teilzweckbindungen, etwa beim Gebäudeprogramm. Das kommt am Ende wieder der Bevölkerung zugute. Diesen Weg müssen wir weitergehen: Wir müssen zwar lenken, aber es soll auch sozialverträglich sein.

Sie wissen doch, dass bei den Lenkungsabgaben nie alles zurück zu den Bürgern fliesst. Der Staat bedient sich auch daran.

Teilzweckbindung heisst ja konkret, dass beispielsweise im Rahmen der gegenwärtigen CO₂-Abgabe auf Heizöl ein Teil in das Programm für Gebäudesanierungen fliesst. Das nützt am Ende den Hauseigentümern, aber indirekt auch den Mietern, da die vom Staat subventionierten Teile einer Sanierung nicht



«Neue Zauberformel»: Nationalrat Glättli.

auf die Mietzinse draufgeschlagen werden dürfen. In Frankreich wollte Macron mit Ökosteuern einfach die Staatskasse äufnen – was dann zu den berechtigten Gelbwesten-Protesten führte.

Sie klingen jetzt schon fast wie ein Grünliberaler. In Wirklichkeit setzen Sie nicht auf marktwirtschaftliche Methoden, sondern auf Staatsintervention.

Wir müssen sicher gewisse Technologien aus dem Markt nehmen. Es braucht Ablaufdaten. Nehmen wir die Heizungen. Die haben eine Lebensdauer zwischen zwanzig und dreissig Jahren. Wenn wir 2050 vollkommen aus der fossilen Energie aussteigen wollen, ergibt es wenig Sinn, wenn man 2030 noch neue Erdölheizungen einbaut.

Sie wollen also faktisch ein Verbot für fossile Brenn- und Treibstoffe?

Es gibt verschiedene Möglichkeiten. Sie können ein explizites Verbot beschliessen. Eine andere Möglichkeit ist ein Absenkpfad bei den erlaubten Emissionen. So werden

gewisse Technologien nach und nach einfach nicht mehr zugelassen.

Ihr Parteikollege aus dem Kanton Zürich, Regierungsrat Martin Neukom, wälzt bereits Fantasien einer Verbannung der Verbrennungsmotoren. Es ist wohl keine Unterstellung, wenn man dies in Ihrer Fraktion als durchaus mehrheitsfähig betrachtet. Wollen Sie den Bürgern jetzt auch noch vorschreiben, wie sie sich fortzubewegen haben?

Schauen Sie: Wenn wir das Ziel erreichen wollen, aus den fossilen Energien auszustiegen, dann kann man nicht die fossil betriebenen Motoren weiter behalten. Es wäre aber falsch, vorzuschreiben, durch was man sie ersetzt.

Welche Ziele verfolgen Sie, abgesehen vom Umweltthema, in der neuen Legislatur?

Auch bei der Gleichstellung der Frauen muss es vorwärtsgehen. Eine echte Ehe für alle muss mehrheitsfähig werden. Und wir arbeiten weiter an den Zielen, die unsere gescheiterte Initiative für eine grüne Wirtschaft



verfolgt hat: eine ökologische Kreislaufwirtschaft. Wir sollten hier nicht nur die Gefahren sehen, sondern auch die Chancen. Wenn die Schweiz bei den Ersten ist, die neue Technologien anbieten, dann werden wir diese am Ende auch exportieren und hier wieder Arbeitsplätze schaffen können.

Was Sie nicht erwähnen, ist die Europapolitik. Werden Sie zu einer Unterzeichnung des Rahmenabkommens Hand bieten?

Wir haben immer gesagt, dass wir eine gezielte Weiterentwicklung der Bilateralen mit einem Rahmenabkommen wollen. Aber es braucht wesentliche Klarstellungen im Bereich Lohnschutz und staatliche Beihilfen. Ohne dies findet das Rahmen-

«Die Grünen sind viel näher bei der Zivilgesellschaft, bei einer bewegungsorientierten Politik.»

abkommen heute nur eine Mehrheit hinter den geschlossenen Sitzungstüren von Economiesuisse. Aber es hat nur dann eine Chance, wenn man es auch im «Rössli» oder im «Schwanen» erklären kann.

Die Grünen sind mindestens so links wie die Sozialdemokraten. Unterscheiden Sie sich überhaupt irgendwo?

Das müssen Sie unsere Wählerinnen und Wähler fragen! Für mich persönlich gibt es schon ein paar wesentliche Unterschiede. Vielleicht weniger im Abstimmungsverhalten zu konkreten Fragen. Aber die Grünen sind viel näher bei der Zivilgesellschaft, bei einer bewegungsorientierten Politik. Wir haben eine staatskritischere, linkslibertärrere Seele als die Sozialdemokraten.

In den Resultaten und Ratings ist davon aber wenig zu sehen.

Man kann halt immer nur das messen, was man abfragt! Ich kann nur für mich sprechen. Als ich mit neunzehn zu den Grünen ging, waren die inhaltlichen Hauptgründe die Kritik am Wirtschaftswachstum und die Idee eines garantierten Grundeinkommens.

Wollen Sie Bundesrat werden?

Nein.

Auf Kosten welcher Partei würden die Grünen in die Regierung einziehen?

Wir machen den Vorschlag einer verbreiterten neuen Zauberformel. Die beiden stärksten Parteien sollen je zwei Sitze haben, die drei nachfolgenden je einen. Das würde heissen, dass man nicht einfach die CVP rausschmeisst, sondern es ginge auf Kosten des Freisinns. Das rechtfertigt sich aus verschiedenen Gründen. Wir werden praktisch die gleich grosse Fraktion haben wie die FDP. Und es würde auch die Mehrheiten in beiden Kammern besser widerspiegeln.

Politik

Rot und Grün

Mit den Wahlen triumphieren freiheitsfeindliche Verhaltenslenker. Eine Analyse aus liberaler Sicht. Von Robert Nef

Die Medien haben in den vergangenen sechs Monaten den Klimawandel zum Thema Nummer eins gemacht und damit erfolgreich von anderen ungelösten Problemen unseres Landes abgelenkt. Dieses Trommelfeuer ist nicht ohne Wirkung geblieben. Die mediale Monothematik hat sich auch auf das Wahlverhalten ausgewirkt. Ist das überraschend? Nein. Überraschend ist eher, wie «medienresistent» sich doch ein grösserer Teil der nicht parteigebundenen Wählerschaft verhalten hat.

Was die Grün-Wähler geflissentlich übersehen oder verdrängen: Die Wirkung, die unser Land mit einer grüneren und etatistischeren Klimapolitik auslösen kann, trägt fast nichts zur Lösung eines globalen Problems bei, dessen Stellenwert unterschiedlich beurteilt wird. Es geht in der Schweiz um reine Symbolpolitik, bei der die Frage nach dem tatsächlich Wirksamen und dem nur «Gutgemeinten» unbeantwortet bleibt. In der Politik sind solche Positionierungen seit je beliebt, weil eine Beurteilung eines Erfolgs beziehungsweise Misserfolgs praktisch unmöglich ist. Man kann als Gewählter immer behaupten, die politischen Gegner hätten eben den versprochenen Erfolg vereitelt.

Demagogie der Auslassung

Das sind die tatsächlichen Probleme, die in den nächsten vier Jahren zu lösen sind: eine nachhaltigere Finanzierung der Sozialversicherungen und der Gesundheitspolitik und ein referendumstauglicher Konsens bei einer quer durch die Parteienlandschaft konfusen Europapolitik sowie eine gleichzeitig wirtschafts- und sozialverträgliche Immigrationspolitik. Dass man den Rahmenvertrag (mit wenigen lobenswerten Ausnahmen) praktisch aus dem Wahlkampf ausgeklammert hat, grenzt an Demagogie. Dass auch die Sozialdemokraten den «Grün-Rutsch» als Erfolg feiern, gibt jedem Freiheitsfreund zu denken. Letztlich ist nämlich eine rote Umverteilungspolitik mit einer grünen Konsumbeschränkungspolitik nicht vereinbar, es sei denn, man greife zum totalitären Mittel der staatlichen Verhaltenslenkung.

Ohne strikte Konsumeinschränkungen fliesst alles, was finanziell umverteilt wird, mehrheitlich wieder in den Konsum, der

seinerseits nicht CO₂-neutral ist. Eigentlich würde nur eine vom Staat befohlene und durchgesetzte «Konsumbremse», kombiniert mit gezielten Verboten, den CO₂-Ausstoss reduzieren und die Klimaerwärmung dämpfen. Konsumverbote werden aber erfahrungsgemäss weltweit umgangen oder durch Korruption «weggekauft». Sie setzen scharfe Staatskontrollen durch einen streng sanktionierenden, unbestechlichen Behördenapparat voraus.

Eine Alternative oder eine Kumulative zur globalen «Konsumbremse» wäre eine restriktive Welt-Bevölkerungspolitik mit dem Ziel eines generellen Stopps des Bevölkerungswachstums. Eine planwirtschaftliche Ein-Kind-Politik nach chinesischem Muster würde das CO₂-ausstossende Bevölkerungswachstum wirksam stoppen. Die Staaten könnten auch generell die Familienförderung einstellen und Kinderlosigkeit und Babystreiks propagieren, um das Klima zu schützen. Aber wer übernimmt dann die auf dem Umlageverfahren beruhende Verschuldung? Man wartet gespannt auf die praktischen, wirksamen und praktikablen diesbezüglichen Vorschläge der grünen und der grünliberalen Klimaschützer.

Irgendwann kommt es deswegen zum Konflikt zwischen «Rot» (Umverteilung) und «Grün» (Konsumverzicht). Die beiden Ziele sind nicht vereinbar. Gibt es Alternativen zu diesen totalitären Programmen, die versuchen, grüne Konsumverzichtspolitik mit roter Umverteilungspolitik zu verknüpfen? Ein freiheitsfreundlicherer Zugang zu einer Welt-Klimapolitik würde an einer durchaus liberalen Maxime anknüpfen: «In erster Linie: nicht schaden». Daraus würde eine Politik des weltweiten Unterlassens von klimaschädlichen Staatsförderungen aller Art hervorgehen. Hinter vielen tendenziell klimaschädlichen Branchen (wie etwa dem Tourismus und der Intensivlandwirtschaft) stecken nämlich aktive Staatsförderungen. Aber eine solche «Weniger-Staat-Politik» entspricht weder den «roten» noch den «grünen» Präferenzen.

Robert Nef, geboren 1942, ist Publizist. Er gehört zu den Gründern des Liberalen Instituts, in dessen Stiftungsrat er immer noch sitzt.

Triumphe und Niederlagen

Von *Hubert Mooser* — Grosse Namen garantieren keine Wiederwahl, aber ein Clan im Rücken erleichtert vieles. Der Rekordhalter im Nachrücken stammt aus Bern. In Luzern kam es bei den Freisinnigen zu einem Eklat.

So schnell kann es gehen: Jahrelang war er einer der Wortführer und versiertesten Politiker im Parlament, der Berner SP-Nationalrat **Corrado Pardini**. Wenn er im Nationalratssaal ans Rednerpult schritt, konnten sich die Gegner, vorab im Lager der SVP, auf etwas gefasst machen. Jetzt hat die politische Karriere des SP-Politikers einen unerwarteten Knick erfahren. Pardini wurde vergangenen Sonntag nicht mehr wiedergewählt. «Die SP hat 3,7 Prozent Wähleranteile verloren», sagt Pardini. «Das gab letztendlich den Ausschlag.» Mehr will der Berner derzeit nicht sagen, er müsse das Resultat vom Sonntag zuerst verarbeiten.

Nebst Pardini hat auch der zweite Gewerkschafter auf der Berner SP-Männerliste, **Adrian Wüthrich**, seinen Sitz verloren. Er war für den verstorbenen Alexander Tschäppät im Mai 2018 nachgerückt. Kein guter Sonntag also für die gebeutelten Berner Genossen – dafür schwebt die Präsidentin der Grünen, **Regula Rytz**, auf Wolke sieben. Wenn es ein Bild gibt, das die Ereignisse der letzten Tage trefflich illustriert, dann jenes, das die Grünen-Präsidentin mit aufgerissenem Mund zeigt, als sie die markanten Sitzgewinne der Grünen zur Kenntnis nimmt. «Das ist total schön», meinte Rytz. Vielleicht wird es für die Grünen-Präsidentin noch ein bisschen schöner.

Sie kann jedenfalls selber noch auf einen Sitzgewinn im Ständerat hoffen. Die grüne Welle katapultierte sie bei den Ständeratswahlen auf Platz zwei, hinter dem amtierenden SP-Ständeherr **Hans Stöckli** und knapp vor SVP-Nationalrat **Werner Salzmann**.

Die Rekordhalter

Die als Favoritin für den Sitz von Parteikollege Werner Luginbühl gehandelte Berner Finanzdirektorin **Beatrice Simon** (BDP) fiel dagegen ab und liegt bloss auf Rang vier. Wahrscheinlich sähen die Wähler sie lieber als Finanzdirektorin und nicht als Ständerätin, vermutete die Politikerin. Das kann nicht sein: Simon war nämlich die Bestgewählte auf der Liste der BDP für den Nationalrat. Wer einen Nationalratssitz ergattert, freut sich in der Regel. Bei Simon ist das anders: Sie liess am Dienstag mitteilen, dass sie das Amt nicht antreten werde und Regierungsrätin bleibe. Im zweiten Wahlgang um die Ständeratssitze tritt sie nicht mehr an.

Ihren Platz im Nationalrat erbt der abgewählte **Heinz Siegenthaler** und schreibt

damit Geschichte als Schweizer Rekordhalter im Nachrücken. 2014 ersetzte er als Nachrücker **Ursula Haller**. Bei den Wahlen 2015 wurde er nicht wiedergewählt, konnte nach dem Rücktritt von **Urs Gasche** jedoch erneut nachrücken.

Der bestgewählte Politiker im ganzen Lande ist diesmal kein Zürcher, sondern ein Berner. SVP-Präsident **Albert Rösti** ergatterte insgesamt 128 252 Stimmen. Das kommt nicht von ungefähr, Rösti kämpfte sprichwörtlich bis zur letzten Minute. Noch am Freitagabend vor der Wahl verteilte er vor dem Bahnhof Bern Salzdöschen an Passanten. Dann klaute ihm jemand einen Karton mit den Präsenten, und Rösti musste vorzeitig abrechen. Im Kanton Appenzell Innerrhoden braucht es erheblich weniger als in Bern für einen Sitz im Nationalrat. CVP-Kandidat **Thomas Rechsteiner** reichten hier 2014 Stimmen. Rechsteiner ist der Nationalrat mit den wenigsten Stimmen im Land.

Die Polit-Clans

Söhne und Töchter gestandener Politiker haben es offenbar leichter. Der einzige Mann bei den Berner Grünen, der es ins Bundesparlament schaffte, ist **Kilian Baumann**. Der Bio-

bauer ist der Sohn des einstigen Grünen-Präsidenten **Ruedi Baumann** und der einstigen SP-Nationalrätin **Stephanie Baumann**. In Uri wurde **Simon Stadler** als neuer Nationalrat der CVP gewählt. Er ist der Sohn von **Hansruedi Stadler**, alt Regierungsrat und Ständerat, der als Landammann landesweit bekannt wurde, weil er nach dem Abstimmungserfolg der Alpeninitiative Anfang der 1990er Jahre am Fernsehen ein Freudentänzchen aufführte.

Der Name **Giezendanner** wird in der Polit-szene Bern ebenfalls weiter vertreten sein. Der Sohn von Polit-Urgestein **Ulrich Giezendanner**, **Benjamin Giezendanner**, ist mit dem zweitbesten Resultat der SVP Aargau in den Nationalrat gewählt worden. Er sei ganz der Papa, sagen alle, die ihn kennen. Aber das ist nicht ganz korrekt. **Giezendanner junior** hat definitiv mehr Haare auf dem Kopf als **Giezendanner senior**.

Mit **Marianne Binder**, Kantonalpräsidentin der CVP Aargau, hat es eine weitere Vertreterin aus einer Aargauer Politikerdynastie geschafft. Binders Vater, **Anton Keller**, vertrat den Aargau von 1979 bis 1995 in der Grossen Kammer. Einen Wermutstropfen gibt es für die «Kennedys von Baden», wie eine Lokalzeitung die Familie bezeichnete. Kellers Schwiegertochter **Barbara Inhelder-Keller**, SVP-Nationalrätin



Karriereknick: Corrado Pardini (SP).



Ganz der Papa: Benjamin Giezendanner (SVP).



Bloss Rang vier: Beatrice Simon (BDP).



Ausgedient: Jean-François Rime (SVP).

aus dem Sankt-Gallischen, hat nach bloss vier Jahren ihren Sitz wieder verloren. Dafür reichte es für **Esther Friedli** (SVP, SG), die Lebenspartnerin des ehemaligen SVP-Präsidenten Toni Brunner. **Lilian Studer** (CVP), die Tochter von alt CVP-Nationalrat Heiner Studer, schafft ebenfalls den Sprung in die Grosse Kammer, wo auch der Genfer **Vincent Maitre**, Sohn des verstorbenen CVP-Nationalrates Jean-Philippe Maitre, für die CVP im Nationalrat Platz nehmen wird.

Die Abgewählten

Grosse Namen, wichtige Ämter und solide Arbeit als Politiker schützen nicht vor einer Abwahl. Das zeigt sich nicht bloss im Falle von Pardini. Auch **Heinz Brand** (SVP, GR) schaffte die Wiederwahl nicht mehr. Er war Präsident der Staatspolitischen Kommission, 2021 wäre er Nationalratspräsident geworden. Mit Brand verliert das Parlament einen unaufgeregten, aber ausgewiesenen Fachmann für Migration.

Mit **Jean-François Rime** erwischte es im Kanton Freiburg einen anderen SVP-Politiker, der als Bundesratskandidat mehrmals für Furore sorgte. Rime ist amtierender Präsident der einflussreichen Kommission für Wirtschaft und Abgaben und präsidiert den Schweizerischen Gewerbeverband. Besonders schmerzvoll für diesen Verband: Auch Direktor **Hans-Ulrich Bigler** (FDP, ZH), muss in Bern die Koffern packen. In Zürich zahlten **Thomas Hardegger** sowie der Präsident der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz, **Martin Naef**, den Preis für das katastrophale Abschneiden der SP. Naefs Abwahl zeigt, dass man derzeit wohl nicht ungestraft für den EU-Beitritt werben darf. Die SVP ist in Zürich nicht derart eingebrochen, wie



Kleine Sensation: Céline Vara (Grüne).



Jungstar: Andri Silberschmidt (FDP).

man das nach den vergangenen Gemeinde- und Kantonsratswahlen erwartet hatte. Sie hat bloss einen Sitz verloren, denjenigen von **Claudio Zanetti**.

Die Überraschungen

Ein mittleres politisches Erdbeben registrierte man im Wallis: Erstmals hat es mit **Christophe Clivaz** ein Grüner in den Nationalrat geschafft. Um die Brisanz dieser Wahl zu verstehen, muss man ein paar Jahrzehnte zurückblicken. Als der inzwischen verstorbene Natur- und Heimatschützer Franz Weber einst im Val d'Anniviers, einem Seitental bei Siders, gegen einen Heliprot protestierte, duschten ihn aufgebrachte Einheimische mit Gülle ab. Später wurde ein WWF-Sekretär zusammengeschlagen.

Auch in Glarus bebte die Erde. Dort hat es der amtierende SVP-Ständerat **Werner Hösli** tatsächlich fertiggebracht, seinen Sitz an den Grünen **Mathias Zopfi** zu verlieren. Zopfi präsidierte das Glarner Kantonsparlament und ist seit vier Jahren Vizepräsident der Gemeinde Glarus Süd. Allerdings stellt sich die Frage, wie grün der neue Glarner Ständerat tatsächlich ist. Als es vor Jahren darum ging, eine neue Regelung für das Befahren von Forstwegen zu finden, zeigte sich Zopfi wesentlich weniger grün als die Glarner Vertreter der SP.

Im Kanton Neuenburg wurde die Wahl der Grünen **Céline Vara** in den Ständerat wie eine kleine Sensation gefeiert. Eigentlich hatte man erwartet, dass die SP, nach dem Rücktritt von Didier Berberat, ihren Sitz in der Kleinen Kammer verteidigen können. Aber die Juristin und engagierte Feministin schlug der SP ein Schnippchen.

Die Premieren

In Zug schaffte es erstmals eine Frau, die ehemalige Regierungsrätin **Manuela Weichel-Picard** (SP), ins nationale Parlament. Und mit SVP-Politikerin **Monika Rüeegg** wird zum ersten Mal eine Frau den Kanton Obwalden in der Grossen Kammer vertreten.

Der Zürcher FDP-Nationalrat **Andri Silberschmidt** ist mit seinen 25 Jahren der jüngste Vertreter, der neu ins Parlament gewählt wurde. Der älteste Vertreter des Nationalrates ist der Waadtländer **Jean-Pierre Grin** (SVP). Er ist 72-jährig.

Nicht alle gehen mit Niederlagen gleich gut um. Im Kanton Luzern erzielte die FDP mit einem Minus von 2,9 Prozent eines der landesweit schlechtesten Ergebnisse. Nationalrat **Peter Schilliger**, ein Gewerbler und Unternehmer im Bereich Haustechnik, wurde abgewählt. Zu einem kleinen Eklat kam es an der FDP-Wahlfeier im Restaurant «Wilder Mann». Der kantonale Präsident Markus Zenklusen beschimpfte den Jungfreisinnigen Nicolas A. Rimoldi, der auf Twitter den Fraktionschef im Bundeshaus, **Beat Walti** (FDP, ZH), zum Wechsel zu den Grünliberalen aufgefordert hatte.

Phänomene

Falsche Pose

SP-Chef Christian Levrat sieht sich als Wahlsieger. Muss man sich Sorgen um ihn machen?

Als Normalbürgerin ist man immer wieder erstaunt, wie weit Sein und Schein in der Politik auseinanderliegen. Und wie nonchalant das, was man selber als Misserfolg bezeichnen würde, von Politikern als Erfolg verkauft wird. Als Meister dieses Fachs erweist sich dieser Tage SP-Präsident Christian Levrat. Am Sonntag stand der Freiburger mit den anderen Parteipräsidenten in der Elefantenrunde des Schweizer Fernsehens und erzählte vom Sieg des linken Lagers und davon, dass der Rechtsblock aus FDP und SVP endlich gebrochen worden sei. Das sei für diese Wahlen sein oberstes Ziel gewesen. Mission erfüllt – so sieht ein Sieger aus, könnte man also denken.

Dummerweise passt das Wahlergebnis, das Levrats Sozialdemokraten eingefahren haben, so gar nicht zur Siegerpose des Präsidenten. Im Nationalrat hat die SP satte 2 Prozent Wähleranteil und vier Sitze verloren und liegt nun nur noch knapp vor den Freisinnigen. Das kann man auch mit viel gutem Willen nicht anders bezeichnen als das für die SP mit Abstand schlechteste Resultat, seit vor hundert Jahren das Proporzwahlrecht eingeführt worden ist. Die Sozialdemokraten, man muss es sagen, drohen unter ihrem Chef abzuserbeln – wo Levrat und seine Genossen in vier Jahren sein werden, weiss der Himmel. Das traurige Schicksal des ins politische Nirwana entschwindenen Martin Schulz und der deutschen Sozialdemokratie lässt grüssen.

Doch Levrat ficht solch kleinliche Zahlenhuberei nicht an, denn er denkt in grösseren Zusammenhängen. In der Sonntagspresse verkündete der SP-Chef, dass er die Führungsrolle im erstarkten linken Lager zu übernehmen gedenke. Die massiven Gewinne der Grünen verbuchte er in der Elefantenrunde der Einfachheit halber für sich selbst – «die Linke hat siebzehn Sitze gewonnen» – und erklärte seinen verdaterten Präsidentenkollegen, dass sein Lager den Bürgerlichen nun den Tarif für die Politik der kommenden Jahre durchgeben werde.

Als Normalbürgerin befindet man sich nun im Dilemma: Soll man Levrat für seine selektive Wahrnehmung bewundern? Oder sich wegen Realitätsverweigerung um ihn sorgen? *Katharina Fontana*

Für Friedli ging die Sonne auf

Von Roman Zeller — Das «Haus der Freiheit» stellt nach Toni Brunner eine neue Nationalrätin. Esther Friedli, Brunners Lebensgefährtin, schaffte im Kanton St. Gallen überraschend die Wahl. Wie haben sie das gemacht?

«Leider nein», antwortete Toni Brunner via SMS auf die Frage, ob er seinen Wahlsonntag mit einem Journalisten im Schlepptau verbringen wolle. Mediale Einblicke in seine ersten «ruhigen» Wahlen wolle der ehemalige SVP-Nationalrat nicht gewähren. Seit 1995 hatte der Toggenburger Landwirt stets kandidiert, bis er sich Ende 2018 zurückzog.

«Ich bin dann mal weg!», doppelte er nach, jedoch mit einem zwinkernden Smiley. Denn er ist ja trotzdem involviert: Brunner hat die Wahlkampfleitung jener Partei – der SVP St. Gallen – übernommen, für die Esther Friedli, seine langjährige Lebenspartnerin, für den Nationalrat kandidiert. Die 42-Jährige bestätigte telefonisch, dass Toni eigentlich keine Journalisten wolle. Sie aber werde den Landgasthof «Sonne», das «Haus der Freiheit», wie dieser genannt wird, um zehn Uhr öffnen. «Danach gehe ich mit Toni wählen», meinte sie.

«Das ist meine Kuh»

Sonntagmorgen, Wahltag. «Toni hat nicht so Freude», meint Friedli zur Begrüssung. «Mir aber ist das gleich.» Sie wirkt gelassen, schwirrt in die Küche, dann in den Bühnensaal, in dem vier Festbänke stehen. Sie sind mit SVP-Plastiktischtüchern überzogen. Toni komme nachher, sagt die Nationalratskandidatin. «Wir gehen so in einer Viertelstunde an die Urne.» Sehr zuversichtlich sei sie nicht. «Ich hoffe, dass wir fünf Sitze halten.» Das werde schwierig. Ausser dem Klima sei praktisch nichts anderes diskutiert worden. «Ich habe versucht, meine Themen anzureissen – das Gewerbe, die Landbevölkerung.» Vergebens.

Ihre Wahlchancen schätzt sie nicht optimistischer ein: «Einen Bisherigen zu übertrumpfen, ist praktisch unmöglich», so die studierte Politologin. Vielmehr habe sie einen Beitrag leisten wollen, damit kein Sitz verlorengelange. Denn sie sei bekannt und viel unterwegs gewesen. Ihr Wahlkampf habe nur etwa 5000 Franken gekostet, sagt sie, als Brunner den Raum betritt. «Jetzt hockt er trotzdem da», lacht der Toggenburger schallend und zeigt auf den Journalisten.



«Extrem überraschend»: Politiker-Paar Friedli-Brunner.

Nur zweihundert Meter entfernt ist das Wahllokal, und trotzdem geht's gemächlich voran. Friedli zeigt hangaufwärts. «O lueg, d Tigris», ruft sie. «Meine Eringerkuh», merkt sie stolz an. «Sie kam genau am letzten Wahlsonntag zur Welt.» Vor vier Jahren habe sie beim Wahlkampf von Roger Köppel mitgeholfen. Sie sei nach Mitternacht heimgekommen und so gleich in den Stall. «Ich dachte, wenn ich schon ihre Hebamme bin, gehört sie auch mir.»

Nach einer Prise Schnupftabak mit dem Schützenvereinspräsidenten («Komm wir laden eins, der Tag kann es easy nehmen») stehen wir vor der Urne. Darauf steht «Trennpel-Wintersberg», zwei zusammengelegte Gebiete in Ebnet-Kappel, wo rund dreissig Personen wählen. «Wie man riechen kann, ist das ein

alter Schuhschopf», erklärt Brunner und wirft lachend sein Couvert ein. Traditionsgemäss geht es zurück in die «Sonne», zum «Frühschoppen», wie er es nennt. Organisiert sei nichts weiter. Die Leute kämen meist von selber.

Langsam steigt die Spannung. Esther Friedli hat sich umgezogen und tippt auf ihrem Laptop. Die Resultate verfolgt sie auf der Grossleinwand. «Hey, d Magdalena», ruft sie, «super!» Kurz nach zwei Uhr fährt sie nach St. Gallen. Brunners Mutter Heidi meint: «Ich weiss nicht, wer nervöser ist: der Sohn oder Esther.» Brunner gesteht, er sei tatsächlich nicht entspannt. Sitzverluste würden ihn nerven, diese zu halten, darum sei er zurückgekehrt – «aus der Not, denn die Kantonalpartei war auf diese Wahlen zu wenig vorbereitet.» Eine Verpflichtung, «eine Herzensangelegenheit». Damit sei jetzt aber fertig, das habe er kommuniziert.

Der Saal tobt

Toni Brunner hat auch seine Partnerin unterstützt, natürlich, wie vor drei Jahren, als sie für den Regierungsrat kandidierte. Damals kochte er und putzte Fenster in einem Werbefilm. «Wenn sie gewählt wird», so sein Schlusssatz, «dient das der St. Galler Bevölkerung, wenn

nicht, hilft es mir.» Friedli scheiterte. Unlängst erschien eine ähnliche Videobotschaft: Brunners Wahlempfehlung endete, indem er Friedli von seiner Liste strich. Darauf angesprochen, sagt er: «Ich nehme das nicht so bierernst, wir wollten etwas Originelles machen.» Dass sie gewählt werde, glaubt er indessen nicht: «Es wäre eine Sensation. Ich habe ihr die Hoffnungen ausgeredet.» Wenig später schaltet er die Wahlübertragung auf

stumm. Er steht jetzt auf der Bühne und begrüsst die rund vierzig Anwesenden zum «absolut freiheitlichen Wahlhöck». Die Zwischenergebnisse betrüben, doch Brunner gibt sich kämpferisch: «Dass wir einen Sitz verlieren, glaube ich erst, wenn das Endergebnis da ist.»

Er telefoniert, tigert auf und ab, rotiert unter seinen Gästen. Dann, nach vier Uhr, stürmt



Brunner auf die Bühne. «Pssst», zischt es durch den Saal. Er beginnt: «*Es isch eso*, die SVP hat einen Sitz verloren.» Ein Raunen. «Gewählt sind», fährt er fort, «Reimann, Egger und Büchel.» Alle werden beklatscht. «Und gewählt ist» – kurze Pause – «eine gewisse Esther Friedli.» Der Saal tobt. Brunner hält einen Moment die Augen geschlossen. Ab sofort, verkündet er, seien alle Getränke gratis, und er müsse sofort ein paar Hausfrauen finden, die ihm erklärten, wie man «die Flecken auf besonders angegriffener Überwäsche» entferne.

Noch eine Stange?

«Wir haben eine Nationalrätin aus diesem Haus», jubiliert Brunner, um dessen Hals sich Bruder Andi klammert. Das Fest kann beginnen: Frische Weggli, in jedem ein Schweizer Fähnchen, werden verteilt, dazu Käse- und

«Ich nehme das nicht so bierernst, wir wollten etwas Originelles machen.»

Fleischplatten; der Männerchor Wintersberg jodelt, Brunner mittendrin. Im Vorbeigehen meint er, dass die Wahl «extrem überraschend» sei. Mutter Heidi fragt: «Hört das bei uns denn nie auf?» Gleichwohl möge sie es Esther gönnen, sie sei genau die Richtige. «Ich habe ihr gesagt, dass sie gewählt wird.»

19 Uhr. Friedli trifft triumphierend ein. Tosender Jubel. Brunner johlt am lautesten: «Esthi, Esthi, hoi, hoi, hoi!» Sie umarmen sich. In einer ruhigen Minute gesteht sie, dass der Druck gross gewesen sei. Zudem sei sie nicht ganz glücklich, weil ein Sitz verlorengegangen sei und zwei Bisherige abgewählt worden seien. Trotzdem freue sie sich, ebenso ihre Mutter, sagt die gebürtige Bernerin. «Sie hat mich angerufen und gesagt, sie stelle schon mal das Zimmer bereit. Meine Eltern wohnen in Worb.» Wann sie nach Bern müsse, habe sie allerdings «ke Ahnig». Das lasse sie auf sich zukommen, jetzt wolle sie erst einmal feiern.

Es ist mittlerweile kurz vor 21 Uhr. «Ich habe doch nie mit der Wahl gerechnet», verrät sie. «Ich muss mich jetzt neu organisieren.» Ihre Politberatungsunternehmung und den Gasthof wolle sie weiterführen. Es sei ja kein Vollzeitmandat. Sie müsse sich einfach erst einarbeiten – für die Bundesratswahlen, die ja bald kämen. Den Grünen wolle sie eher keinen Sitz geben. «Uns hat man lange auch keinen geben wollen.» Ob sie selbst schon mit dem Gedanken «Bundesrätin» gespielt habe? «Nein, noch gar nie», antwortet sie und verabschiedet sich. Wie auch Toni Brunner, der noch eine Stange offeriert. Er wolle nur noch kurz sagen, dass vom ganzen Tag alles geschrieben werden dürfe.

Brief aus Chur

Bündner Feldmarschallin

Von **Andrea Masiüger** — Niemand in Grosszürich und im Mittelland rechnete damit, dass Magdalena Martullo erneut problemlos in den Nationalrat schlitern würde. Für Bündner ist es logisch.

Auf Versammlungen im Kanton Graubünden ist es am Anfang immer still. Und dann, wenn alles eigentlich beginnen sollte, kommt sie – knapp zu spät. «Sie ist da», heisst es in der Runde. Und dann ist der Teufel los.

Ihre hohe Stimme mit dem breiten *Zürütüütsch* ist fortan der akustische Oberton des Anlasses. Ein Wirbelwind fegt durch die Räume, Magdalena Martullo (die das «Blocher» nach dem Bindestrich nicht mehr braucht) rempelt jeden an, der irgendwo an einem Tisch steht, klopft auf Schultern, erteilt Rügen für irgendwelches Fehlverhalten, stellt lästige Fragen und staucht auch schon mal einen verdatterten Küchenchef zusammen, weil sein Apéro-Gebäck auf die Finger tropft. Sie verbreitet eine einfache, unterschwellige Botschaft: Hier bin ich die Herrin im Haus, egal, wer eingeladen hat.

Spitzbübischer Charme

Sie ist eine Feldmarschallin mit phänomenaler Energie. Sie beeindruckt die Leute oder sie düpiert sie, Zwischentöne gibt es nicht. Vor den Kopf stossen tut sie am liebsten Politiker, Unternehmer, Funktionäre und Journalisten anderer Parteien oder Weltanschauungen. Das Wahlvolk aber umgarnt sie mit spitzbübischem Charme. Kein Kandidat und keine Kandidatin sind im Nationalratswahlkampf in Graubünden derart pausenlos unterwegs gewesen, haben die kleinsten Veranstaltungen abgeklopft, mit dem letzten Bürger gesprochen wie sie. Ein paar Wochen vor den Wahlen organisierte sie generalstabsmässig einen gigantischen Tag der offenen Tür bei ihrer Ems-Chemie. Dort liess sie eine junge Prätigauerin als Schlagerstar auftreten, die sie zuvor medienwirksam zu Hause besucht hatte. So fliegen ihr die Herzen zu.

Das Wahlvolk hat es ihr am vergangenen Sonntag mit der besten Stimmenzahl aller Kandidierenden im Kanton gelohnt. Ihr Parteikollege Heinz Brand, fürs übernächste Jahr als Nationalratspräsident vorgesehen, wurde im Zuge der Proporzmechanik politisch dahingerafft. Die SVP hat trotz der nationalen Misere in Graubünden um 0,2 Prozentpunkte zugelegt. Das konnte nur Martullo schaffen.

Unterländer mögen das nicht verstehen. Dass sie keine Bündnerin ist, haben immer nur ausserkantonale Wahlauguren als Hindernis betrachtet. Martullo führt das grösste privatwirtschaftliche Unternehmen im Kanton, und dies enorm erfolgreich. Ihre Kunststoffpro-

dukte gehen in die ganze Welt, die Unternehmenszahlen werden mit jeder Bilanzpressekonzferenz besser und erstaunlicher. Das beeindruckt die Bündner: Die Frau macht etwas für den Kanton, sichert diesem sozusagen den Anschluss an die Welt.

Als Chefin ist sie, zumindest in der unteren Hierarchie, beliebter, als es das Schweizer Fernsehen gerne hätte. Ihr Rezept: Sie nimmt jede Sache ernst, egal, auf welcher Stufe. Sie bringt sich bei kantonalen Verbänden ein, ist in der Kantonalpartei präsent und vertritt im Nationalrat aktiv Bündner Anliegen. Auch hat sie es stets vermieden, im ökologisch sensiblen



Frech, knorrig, dem Vaterland verbunden: Martullo.

Bergkanton Graubünden als Klimaerwärmungsleugnerin dazustehen. Im Gegenteil, sie betont die gute Umwelt- und Klimabilanz der Ems-Chemie. Damit wird der Zürcher-Malus gegenstandslos. Martullo ist eine Einheimische.

Solche Figuren mögen die Bündner: frecher, als sie es sind, dabei knorrig, eigenständig und dem Vaterland verbunden. Da reichte es sogar zu ein paar Sympathiestimmen aus anderen politischen Richtungen. Und damit die Bäume nicht ganz in den Himmel wachsen, hat man der SP wieder zwei Sitze zugestanden und den Neuling Jon Pult mit dem drittbesten Ergebnis des Kantons nach Bern geschickt. Alles soll im Lot bleiben. Und es würde niemanden wundern, wenn sich Pult und Martullo zumindest auf der menschlichen Ebene bald gut verstehen würden.

Andrea Masiüger war langjähriger Chefredaktor der *Südosstschweiz* und CEO von Samedia.

Demonstrieren für mehr Strom

Von Christoph Mörgeli

In ihrem Staatswappen prangt eine sattgrüne Zeder. Dennoch demonstrieren die Libanesen zu Hunderttausenden. Nicht für mehr Grün. Sondern für mehr Strom. Im Libanon ist die Energieversorgung katastrophal, Elektrizität gilt als Mangelware. Laut Schweizer Radio fordern die libanesischen Massenproteste von der Regierung, «das Land endlich rund um die Uhr mit Strom zu versorgen, was heute nicht der Fall ist».

Der Libanon hiess einst «Schweiz des Nahen Ostens». Weil dort Menschen verschiedener Herkunft und Religionen friedlich zusammenlebten. Darunter auch Schweizer Geschäftsleute, Ingenieure und Hoteldirektoren. Umgekehrt verdankt die Schweiz dem Libanon die grossartige Unternehmerfamilie Hayek. 1975 versank das Land in Blut und Tränen von Bürgerkrieg und Fremdherrschaft. Seither zeigt der Libanon, wohin ein aufgeblasener Staatsapparat aufgeblasener Funktionäre führt: zu Korruption und Mangelwirtschaft. Achtzehn Parteien stellen dreissig Minister.

Die Politiker bedienen sich hemmungslos aus der Staatskasse, statt für die Bevölkerung zu sorgen. Für jedes Staats-*Ämtli* gibt's neben dem fetten Gehalt eine fette Pension – und jedes neue Amt wird auf die bisherigen Bezüge aufsummiert. Das Land ächzt unter 86 Milliarden Euro Schulden – die dritthöchste Schuldenquote weltweit. Weltmeister sind die Eliten des Libanon auch im Erfinden neuer Steuern. Wer Whatsapp nutzt, soll den Regierenden eine tägliche Gebühr abliefern. Die Mehrwertsteuer soll demnächst von 11 auf 15 Prozent angehoben werden. Jetzt sind fast alle auf der Strasse: jene, die nichts mehr zu verlieren haben, und jene, die noch etwas zu verlieren haben. Sie verlangen von ihrer Regierung, dass sie mitsamt ihrer ganzen Bürokratie verschwindet. Lieber heute als morgen.

Die Schweiz setzte am Wochenende massiv auf links. Und damit auf mehr Staat. Das grüngepinselte Parlament wird unsere Stromversorgung noch rascher an die Wand fahren. Schon heute wissen unsere Planer nicht, wie sie die drohende Energielücke stopfen sollen. Linke Parlamentarier werden sich noch unverschämter bereichern – direkt und via Pseudofirmen im staatlichen Speckgürtel. Wird die Schweiz zum «Libanon Europas»? Sicher ist: Politisches Rotgrün ohne freiheitliches Gegengewicht kann nur zerstören, zerfressen und zerrütten. Denn der Rost ist rot. Und der Schimmel ist grün.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

SVP: Zufrieden weiter «sünnele»

Von Peter Bodenmann — Die SVP hat 20 Prozent ihrer Wählerinnen und Wähler verloren. Grund: innere Kündigung.



Trotzdem sind Rösti und Co. zufrieden. Man sei ja immer noch die stärkste Partei der Schweiz: «He nu so de.»

Die stärkste Partei der Schweiz sind die Nichtwählerinnen und Nichtwähler. Ihre Zahl nahm – verglichen mit 2015 – nicht ab, sondern zu. Von tausend Stimmberechtigten stimmten 2015 gut 143 Schweizerinnen und Schweizer für die SVP. 2019 waren es nur noch 115 Nasen. Und somit 20 Prozent weniger.

Das SVP-Milieu wurde in diesen vier Jahren zwar etwas älter, aber nicht relevant kleiner. Viele einstige SVP-Wählerinnen und -Wähler liessen ihre Wahlcouverts in die Papierkörbe und nicht in die Briefkästen wandern. Weil die Partei einen grottenschlechten Job macht.

Fehler 1 — Für Christoph Blocher galt das Prinzip: Mischt euch nicht in fremde Händel ein. Er traf nie Jörg Haider. Papa Le Pen war ihm immer unheimlich. Anders die Generation seiner Nachfolger: Sie schwärmen für Trump, Johnson, Gauland, Strache, Salvini und Le Pen.

Fehler 2 — Der Brexit ist die Blaupause der Aufkündigung der Bilateralen ohne Rahmenabkommen. Die Schweizerinnen und Schweizer würden psychisch nie ein solches permanentes Theater aushalten. Das geht uns genetisch und kulturell gegen den Strich. Wir sind mehrheitlich auf Ausgleich programmiert und konditioniert.

Fehler 3 — Donald Trump hat die Kurden verraten. Im Interesse von Putin, Erdogan und Assad. Die Amerikaner sind trotz Ueli Maurer nicht unsere verlässlichen Freunde, sondern sie

stossen verlässlichen Freunden auch mal ein Messer in den Rücken. Sollten wir wissen.

Fehler 4 — In der Schule haben wir gelernt: Die Schweiz ist das Wasserschloss Europas. Zu unserem gemeinsamen Wasserschloss gehören die Gletscher. Und die schmelzen schneller, als dies alle Prognosen vorausgesagt haben. Leugnen bringt nichts, weil das Wandern in Richtung Gletscherzungen ein Megatrend ist.

Fehler 5 — Der ökologische Umbau ist – richtig organisiert – für die Schweiz ein rentabler Sonntagsspaziergang. SP, Grüne und Grünliberale haben konzeptionell noch viel Luft nach oben. Noch wollen sie vieles unsozial verteuern. Wäre eine Riesenchance für eine rechte Partei. Söder hat das begriffen. Rösti wie Gössi fehlen Kompetenz und Beweglichkeit. Mit einem SVP-Chef wie Söder hätten SP und Grüne nichts zu lachen.

Fehler 6 — Viele SVP-National- und -Ständeräte sind bezahlte Söldner der Krankenkassen, der Pharmaindustrie und der Privatspitäler. Viele SVP-Wählerinnen und -Wähler leiden unter den ständig steigenden Krankenkassenprämien. Die SVP hat für sie keine Rezepte.

Wer so viele Fehler macht, müsste eigentlich mehr als 20 Prozent der frustrierten Wählerinnen und Wähler verlieren.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Ein völlig verrückter Deal

Von Kurt W. Zimmermann — Der TV-Privatsender 3+ wurde für 160 Millionen verkauft. Es ist ein völlig verrückter Preis.

Im Kapitalismus, wie man weiss, zählt primär das Bankkonto. Das Konto von Dominik Kaiser wuchs eben um 140 Millionen.

Dominik Kaiser, der Gründer der TV-Gruppe 3+, verkaufte sein Unternehmen letzte Woche an den Medienkonzern CH Media. CH Media zahlte dafür 160 Millionen Franken. CH Media besteht zu je 50 Prozent aus den früheren AZ Medien aus dem Aargau und den früheren NZZ-Regionalmedien in St. Gallen und Luzern.

160 Millionen sind ein verrückter Preis. Denn der Jahresumsatz der kleinen 3+-Gruppe liegt gerade mal bei 50 Millionen. Aber es ist Fakt. Die 160 Millionen wurden mir von mehreren erstklassigen Quellen bestätigt, die am Deal beteiligt waren.

140 der 160 Millionen fliessen nun auf Kaisers Bankkonto. Er hielt 87 Prozent des Aktienkapitals.

Wie kam es dazu? Vor knapp drei Monaten startete Kaiser die Managementpräsentationen für den Verkauf. Er bot seine Firma überall an, an Tamedia, Ringier und CH Media, an internationale Medien- und Telekomfirmen wie an Private-Equity-Investoren.

Doch niemand biss so richtig an. Verkäufer Kaiser war bitter enttäuscht. Er hatte mit überbordendem Interesse und einem Verkaufspreis von 200 Millionen Franken gerechnet. Seine hohen Erwartungen stützte er auf seine glänzenden Zahlen. Sein Ebitda, der Gewinn vor Steuern, liegt dieses Jahr bei 14 Millionen.

Kaiser beauftragte nun die US-Investmentbank JP Morgan, mehr Schwung in die Sache zu bringen. Das gelang. Konkrete Gebote kamen von CH Media, von Telekomanbieter Sunrise und zwei deutschen Investmentfonds.

Peter Wanner, der VR-Präsident von CH Media, machte dann das Rennen. Erst rechnete er mit einem Kaufpreis von 120 Millionen. Am Ende zahlte sein Haus 160 Millionen.

Die rein werbefinanzierte 3+-Gruppe ist damit schwer überzahlt. Denn die TV-Werbung ist zunehmend in der Krise. TV-Ketten verlieren derzeit jährlich um die 10 Prozent an Werbeeinnahmen. Fernsehspots sind out. Die Gewinnmarge von 3+ wird darum in den nächsten Jahren sinken.

Noch verrückter wird die Geschichte, weil der Käufer CH Media wenig Geld verdient. Der Kauf von 3+ muss darum mit Schulden finanziert werden. Der Kredit kommt von der Zürcher Kantonalbank.



Schäumendes Temperament: Jornod, Wanner.

Für Peter Wanner ist es der teuerste Deal seines Lebens. Dass er ihn unbedingt wollte, kann man mit seinem schäumenden TV-Temperament erklären. CH Media betreibt bereits die Regionalsender Tele Züri, Tele Bärn, Tele M1, TV Ostschweiz und Tele 1 sowie die nationalen Stationen S1, TV 24 und TV 25. Wanner hofft nun auf interne Kostensynergien.

Rätselhafter ist, dass auch der 50-Prozent-Partner NZZ auf das rückläufige TV-Geschäft setzt. Ihr VR-Präsident Etienne Jornod gab ebenfalls Vollgas zur Übernahme. Auch für die NZZ ist es der teuerste Firmenkauf ihrer Geschichte.

Die NZZ war von 3+ derart begeistert, dass sie sogar ihren bisherigen Pluspunkt bei CH Media opferte. Bisher verfügte die NZZ dort über einen sogenannten Put. Der Put erlaubte ihr, ihren 50-Prozent-Anteil zu einem festen Preis an den Co-Aktionär der AZ Medien zu verkaufen. Durch diesen möglichen Exit trug sie praktisch kein Risiko.

Dieser Put der NZZ wurde beim Kauf von 3+ nun neu definiert und abgeschwächt. Die NZZ hängt nun voll in der riskanten TV-Strategie von CH Media drin.

Ich verstehe Peter Wanner und Etienne Jornod nicht. Wie kann man 160 Millionen für einen kleinen TV-Sender zahlen, der gerade mal 50 Millionen Umsatz macht?

Ich verstehe es nicht. Ich kann nur noch viel Glück wünschen.

Stichwortgeber

Von Henryk M. Broder — Claudia Roth macht ein Fass auf.

Von Zeit zu Zeit lädt die grüne Bundestagsabgeordnete und Vizepräsidentin des Bundestages, Claudia Roth, Journalisten in ihr Abgeordnetenbüro ein, um ihnen aus den Hass-Mails vorzulesen, die sie täglich bekommt. Sie geht, so weit möglich, auch juristisch gegen die Absender vor. Wenn sie Erfolg hat, «kostet der Aufruf, mich aufzuhängen, gern auch mal 4800 Euro», sagte sie in einem Interview, das sie zusammen mit ihrer Kollegin Renate Künast der *Augsburger Tageszeitung* Anfang dieser Woche gab. Beide, so konnte man es im Vorspann zu dem Interview lesen, «dürften zu den meistgehassten Politikerinnen in Deutschland» gehören. «Was macht so etwas mit einem?», wollte die Interviewerin wissen. Worauf Claudia Roth antwortete, man müsse «dagegenhalten, laut und deutlich» und «das Thema in die breite Öffentlichkeit» tragen. Konkret: «Wir müssen die Stichwortgeber benennen, alle diese neurechten Plattformen, deren Geschäftsmodell auf Hetze und Falschbehauptungen beruht – von Roland Tichy über Henryk M. Broder bis hin zu eindeutig rechtsradikalen Blogs.»



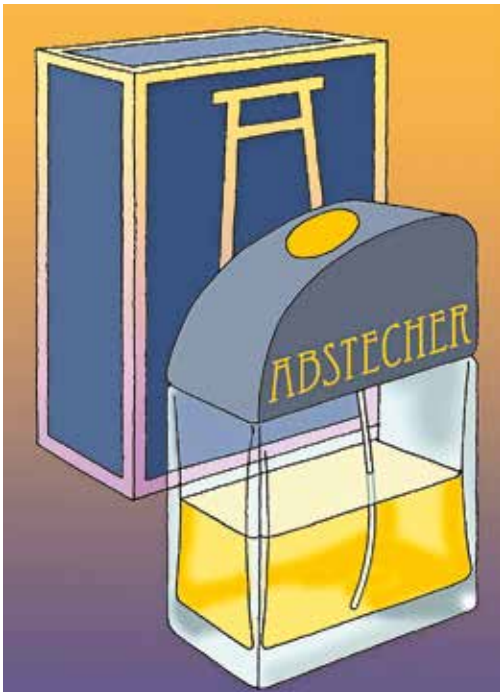
Es würde den Rahmen dieser Kolumne sprengen, wollte ich erklären, worin das «Geschäftsmodell» von Claudia Roth besteht. Unter anderem darin, auf Kosten des Steuerzahlers Inselstaaten in der Südsee zu besuchen, um sich ein Bild von den Folgen des Klimawandels zu machen. Ausserhalb ihres Biotops ist die grüne Spitzenfrau in der Tat wenig beliebt. Das hat mit ihrer Selbstgerechtigkeit, Selbstverliebtheit und Humorlosigkeit zu tun. Sie schafft es sogar, bei einer Autonomen-Demo mitzulaufen, ohne mitzubekommen, dass hinter ihr «Deutschland, du mieses Stück Scheisse» gerufen wird. So kann frau auch Karriere machen.

Und jetzt macht Claudia Roth ein Fass gegen «Stichwortgeber» auf, deren «Geschäftsmodell auf Hetze und Falschbehauptungen» beruht. Da ist etwa so lustig, als würde eine Puffmutter jungen Mädchen, die Hotpants und Tanktops tragen, unsittliches Verhalten vorwerfen.

Frau Roths eigenes Verhalten changiert zwischen autoritär und totalitär. Was würde sie gegen Roland Tichy und mich unternehmen, wenn sie dazu in der Lage wäre? Uns in die Südsee schicken? Oder gar mitkommen, um das Reha-Programm zu überwachen? Das wäre grausam und unverhältnismässig.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man jeden Morgen auf dem Weg zur Arbeit einen Abstecher quer durch die Parfümerieabteilung eines Warenhauses machen und dort – ganz nach Lust und Laune – einen Lieblingsduft ausprobieren? *Sandra Feller, Winterthur*

Einen Lieblingsduft kann man nicht ausprobieren – den kennt man schon, sonst wäre er kein Liebling. Einen fremden Duft können Sie natürlich jederzeit ausprobieren – solange Sie in dem Warenhaus ab und zu auch etwas kaufen. Kein Parfüm besitzen, aber täglich schmarotzen gehen? Das würden Sie bestimmt niemals tun. *Claudia Schumacher*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Muss wirklich zuerst jemand zu Tode kommen, bevor man Schritte unternimmt?» *Doris Sager*

Ohne Starallüren

Nr. 42 – «Tina Turner, mein Leben»; Amanda Hess über die Rock-Ikone

Ein StehaufMännchen (oder verletzt das die Political Correctness?). Etwas weiss ich auch noch, über eine verlässliche Ecke: Privat hat sie keine Starallüren. Tolle Frau!
Jürg von Burg, Online-Kommentar

Panikmache

Nr. 42 – «Greta hätte den Nobelpreis verdient»; von Claudia Schumacher

Dass die schulschwänzende Greta von Physik, Chemie und Klimawissenschaft nicht viel versteht, geschweige denn etwas dazu beitragen könnte, wird bestätigt, wenn man in ihren Reden nach irgendwelchen neuen Ideen und Vorschlägen zum Klimaschutz sucht. Sie will die Menschheit in Panik versetzen, als ob das je eine vernünftige Massnahme gewesen wäre. Und mit ihrem Segeltörn nach Amerika hat sie es geschafft, für die Strecke rekordverdächtige CO₂-Emission zu verursachen. Wer so etwas tut, glaubt nicht an die Hypothese vom anthropogenen Klimawandel. Die Autorin ist Gretas Panikreden aufgefressen. *Detlef Symietz, Wangen*

Klimadiktatur

Nr. 42 – «Reiche Schweiz, ade!»; Philipp Gut und Peter Keller zu den Wahlen

Das kleine ABC liest sich wie ein Horrorszenario der Umerziehung zu blökenden grünen und roten Schafen. Eine Apologie der sozialistischen Klimadiktatur. So viele können ja nicht irren. Solange unsere direkte Demokratie gewahrt bleibt, liegt die Verantwortung in den Händen der Opposition und die Endverantwortung in denen des Stimmvolkes. Ein Grund mehr, den unseligen Unterwerfungsvertrag mit der EU mit allen Mitteln zu bekämpfen. *Philippe Kress, Oberembrach*

Affront sondergleichen

Nr. 42 – «Hanebüchene Ungereimtheiten»; Alex Baur über den Schüler Ali M.

Was sind das für Jugendanwälte, Ermittler, Behörden, Schulleiter, Sozialarbeiter und Polizisten, die nicht imstande sind, diesem Bürschchen einfach einmal den Tarif durchzugeben? Dessen Familie lebt auf unsere Kosten, niemand verlangt von den Eltern, dass sie arbeiten und sich an unsere Regeln halten. Solche Leute lernen nur unter starkem Druck – das nennt man auch Zivilcourage! *Mengia Willimann, Luzern*



«StehaufMännchen»: *Weltwoche*-Cover.

Was da die Jugendanwaltschaft und die Polizei vom Stapel lassen, ist eine Verunglimpfung des traumatisierten Opfers, nämlich der Lehrerin. Der Syrer soll sofort ausgewiesen werden; sein Gastrecht hat er verwirkt. Andernfalls wird er zur latenten Gefahr für Leib und Leben. *Urs Maurer Birr*

Hat eigentlich niemand mehr die Courage, solchen ungesitteten Minderjährigen den Riegel zu schieben? Warum schafft man Asylfamilien aus, die rechtschaffen und integriert sind und unsere Sprache sprechen – und ein offensichtlich heranwachsender Terrorist wird geschützt? Ein Affront sondergleichen ist es, dass dieser Bursche wieder in eine normale Schule darf. Muss wirklich zuerst jemand zu Tode kommen, bevor man Schritte unternimmt? Dieser Bursche ist urteilsfähig und weiss ganz genau, was er macht. Was wäre eigentlich passiert, wenn das ein Schweizer Kind getan hätte? Ich bin überzeugt, dass die Behörden sofort erzieherische Massnahmen verhängt hätten, und das Einfühlungsvermögen wäre nicht halb so gross gewesen. *Doris Sager, Gränichen*

Bis zum Mond

Nr. 40 – «Lange Strasse ins Nichts»; Urs Gehrig zum Impeachment-Verfahren

Wenn Politiker und Wirtschaftsführer jedes Mal, wenn sie lügen oder etwas verheimlichen, zehn Zentimeter wachsen würden, könnten einige von ihnen von der Erde aus den Mond küssen. *Richard Knecht, Luchsingen*

Kulturhistorisches Zeugnis

Nr. 42 – «Zeitgeist-Opfer»;
Peter Keller über die Schweizergarde

Liebe Frauen, bevor ihr die letzte rein männliche Bastion erobert, kämpft lieber für die Gleichberechtigung in der Armee. Die über fünfhundertjährige Geschichte der Schweizergarde ist ein kulturhistorisches Zeugnis unseres Landes, bei dem die Frauen nicht unbedingt auch noch mittun müssen. *Roman Bont, Oberglatt*

Worthülsen

Nr. 40 – «Moralinsäure statt Drachenblut»;
David Klein über Herbert Grönemeyer

Der Autor schreibt sich so in Rage, dass ihm die gleichen Fehler unterlaufen wie Grönemeyer und Konsorten mit ihren unsäglichen Faschismus-Worthülsen. Wenn Goethe, Schiller und Luther von Klein als «ausgewiesene Antisemiten» bezeichnet werden, dann meint er wohl Antijuden, denn gegen Araber und andere Semiten haben diese drei Titanen meines Wissens nichts geschrieben. *Christoph Lehmann, Maur*

Allgemein

Es gibt Themen, die mich so aufregen, dass ich als Grafiker etwas machen muss – sozusagen einem visuellen Leserbrief. *Martin Senn, Neuenhof*



«Visueller Leserbrief» von Martin Senn.

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ich verstehe die Wirtschaftswelt nicht mehr: Negativzinsen, EU-Gelddruckerei; kürzlich las ich, dass wir heute einen Schuldenweltrekord von was weiss ich wie vielen Billionen haben. Ein Freund aus Deutschland sagte mir, wir würden bald mit dem Geld und den Währungen erleben, was unsere Vorfahren in den beiden Weltkriegern erlebt haben. Steuern wir auf ein nie dagewesenes Wirtschaftsdebakel zu? Und wie kann ich mich mit meinen Ersparnissen darauf vorbereiten?
M.D., Zürich

Für Ihre Sorgen habe ich grosses Verständnis. Sie verstehen die Wirtschaftswelt nicht mehr. Ich auch nicht. Aber hat denn je jemals jemand die Wirtschaftswelt verstanden? Ich habe sie Zeit meines Lebens nie ganz begriffen, denn sie ist eben Teil des Weltenlaufs, und diesen haben wir wohl auch nie ganz begriffen.

Was ist von der derzeitigen Geld- und Schuldenwirtschaft zu halten? Ich finde die Negativzinsen eine Fehlentwicklung. Durch Negativzinsen wird das Schulden-

machen belohnt und das Sparen bestraft. Und es häufen sich immer mehr Schulden an, die wohl nicht mehr zurückbezahlt werden können.

Momentan verschulden sich vor allem die Staaten. Wenn das Vertrauen in diese Staaten verlorengeht, wird es zu enormen Schäden kommen. Die Abhängigkeiten sind gross. Das mag Ihnen folgendes Beispiel zeigen: Italien hat eine enorme Schuldenlast und ist eigentlich bankrott. Doch die Gläubiger können Italien nicht fallenlassen, weil sie wissen, dass sie sonst einen Grossteil ihrer Forderungen verlieren würden. Der grösste Gläubiger von Italien ist Deutschland. Also würde bei einem Bankrott von Italien auch Deutschland mitgerissen. Der grösste Gläubiger von Deutschland ist die Schweiz – also würde auch die Schweiz mitgerissen.

Ob wir in eine Katastrophe geraten werden, kann ich nicht beurteilen. Ganz auszuschliessen ist das nicht. Hingegen glaube ich nicht an den Weltuntergang. Die Welt ist schliesslich nach den fürchterlichen Weltkriegern auch nicht untergegangen. Wie soll man vorsorgen? Am besten sorgsam mit den Ersparnissen umgehen. Ein sicheres Dach über dem Kopf und genügend Bargeld bei sich haben – das ist nicht die schlechteste Art, um sich auf Eventualitäten vorzubereiten.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

So nachhaltig arbeiten KMU im Kreislauf

Noch bis Sonntag, 27. Oktober, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 28. Oktober,
täglich um 17.25 Uhr auf

TELE Z

und unter:

www.fokus-kmu.tv



Bald die grösste Stadt der Welt: Lagos in Nigeria.

Europa vor der nächsten Welle

Die Masseneinwanderung aus Nahost hat die europäischen Gesellschaften heftig durcheinandergewirbelt. Das war erst der Anfang. Schwarzafrika ist mitten in einer Bevölkerungsexplosion. Zahlen, Fakten und Hintergründe über ein Phänomen, das Europa grundlegend zu verändern droht. *Von Christopher Caldwell*

Seit der letzten Jahrhundertwende sind die Europäer mit der entscheidenden Zukunftsfrage konfrontiert: ob sie eine Zukunft haben werden. In einigen Ländern (vor allem Italien, Deutschland und Österreich) schrumpft die einheimische Bevölkerung seit Jahrzehnten. Die Geburtenraten sind auf einem so niedrigen Stand, dass jede Generation nur etwa zwei Drittel so gross ist wie die vorangegangene. Dieser Schwund wurde eine Zeitlang verschleiert durch die Grösse der quasi autochthonen Generation von Babyboomern, aber heute sind diese einheimischen Europäer im Ruhestand oder sterben.

Nichteuropäische Einwanderer, vor allem aus dem Nahen Osten und Nordafrika, beeilen sich, einen Platz auf dem Kontinent zu beanspruchen. Mindestens seit dem 11. September 2001 sind die Europäer vertraut mit Statements zum Islam, die zum Teil euphemistisch

sind («Der Islam gehört zu Deutschland», erklärte Bundeskanzlerin Angela Merkel) und zum Teil düster («Europa wird Teil des muslimischen Maghreb sein», warnte der Historiker Bernard Lewis).

Merkels Fehleinschätzung

Als Merkel im Sommer 2015 das Angebot machte, syrische Kriegsflüchtlinge aufzunehmen, die sich zu Fuss auf den Weg gemacht hatten, kamen am Ende 1,5 Millionen – überwiegend junge Männer aus allen Teilen der muslimischen Welt. Diese Fehleinschätzung erschütterte das politische System in Deutschland und führte dazu, dass zum ersten Mal seit den 1930er Jahren eine radikale nationalistische Strömung in Deutschland ihre Stimme erhob.

Doch das ist erst der Beginn eines rasch wachsenden Phänomens. Der Bevölkerungs-

druck aus dem Nahen Osten, der die politischen Verhältnisse in Europa in den letzten Jahrzehnten ohnehin durcheinanderwirbelt, wird verblassen neben dem Ansturm aus Schwarzafrika in den nächsten Jahrzehnten. Der ehemalige italienische Innenminister Matteo Salvini verdankte seinen Aufstieg – und den machtvollen Sieg seiner Partei bei den Europawahlen im Mai dieses Jahres – seiner Bereitschaft, die Migration von Afrikanern als Krise zu bezeichnen. Er ist so ziemlich der einzige europäische Politiker, der keine Angst hat, dieses Thema beim Namen zu nennen. Und wer sich nicht scheut, das Problem anzusprechen, hat jedenfalls Angst, die Konsequenzen zu ziehen.

Im vergangenen Jahr veröffentlichte Stephen Smith, langjähriger Afrika-Korrespondent für *Le Monde* und *Libération*, inzwischen Dozent für Afrikanische und Afroamerikanische Studien

an der Duke University in North Carolina, seine Studie «La ruée vers l'Europe» («Nach Europa! Das junge Afrika auf dem Weg zum alten Kontinent»), ein kurzes, nüchternes, unvoreingenommenes Buch über die kommende Massenmigration von Schwarzafrikanern. Das wichtigste Werk, das zu diesem Thema bislang veröffentlicht wurde, war sofort Tagesgespräch in Paris und liegt inzwischen auch auf Englisch und Deutsch vor.

Smith präsentiert zunächst einige Fakten. Afrika wächst so schnell wie kein anderer Kontinent. Allein die Bevölkerung von Schwarzafrika, heute etwa eine Milliarde, wird sich um 2050 mehr als verdoppelt haben, während die Bevölkerung von Westeuropa auf etwa eine halbe Milliarde zurückgehen wird. Die Zahlen, die Smith heranzieht, sind nicht erfunden – es sind offizielle Schätzungen der Vereinten

Je genauer man hinschaut, desto atemberaubender sind die Veränderungen.

Nationen, die die demografischen Entwicklungen in den letzten Jahren häufig unterschätzt haben.

Je genauer man hinschaut, desto atemberaubender sind die Veränderungen. Der Sahelstaat Niger war im Jahr 1950 mit 2,6 Millionen Einwohnern kleiner als Brooklyn. 2050 wird er mit 68,5 Millionen mehr Einwohner als Frankreich haben. Nigeria wird zu diesem Zeitpunkt mit 411 Millionen Einwohnern deutlich bevölkerungsreicher als die USA sein. 1960 hatte die grösste Stadt Nigerias, Lagos, nur 350 000 Einwohner, heute ist ihre Einwohnerzahl (21 Millionen) auf das Sechzigfache angestiegen, und diese Zahl wird sich bis 2050 noch einmal verdoppeln – Lagos wird die grösste Stadt der Welt sein, mit ungefähr so vielen Einwohnern wie Spanien.



Matteo Salvini.

Armut ist kein Migrationsgrund

Die subsaharische Migration über das Mittelmeer ist noch neu und mit rund 20 000 Personen pro Jahr relativ gering. Aber die Zahlen auf diesem Niveau zu halten, erforderte jahrelange Anstrengungen europäischer Regierungen, einschliesslich inoffizieller Verhandlungen zwischen Italien und den nordafrikanischen Machthabern, die die Überreste der libyschen Küstenwache kontrollieren.

Im Fall Salvini verlangte es die Bereitschaft, als nahezu Einziger Position zu beziehen und

der Verachtung der italienischen Zeitungen und Anklagedrohungen italienischer Staatsanwälte zu trotzen. Deshalb hätte nicht viel gefehlt, und er wäre in das Amt des Ministerpräsidenten gewählt worden. Die italienischen Eliten verspotteten seine Anhänger für deren Ansicht, friedliche Migranten aus einem fernen Kontinent könnten eine altehrwürdige Kultur ausradieren.

Zu berechnen, wie viele Afrikaner vermutlich kommen wollen und wie viele von ihnen Europa aufnehmen kann, ist schwierig. Smith schlägt mehrere Methoden vor, wie man den Zustrom einschätzen könnte. Zum Vergleich weist er darauf hin, dass zwischen 1850 (als Europa eine Bevölkerung von 200 Millionen hatte) und 1914 (300 Millionen) sechzig Millionen Europäer ins Ausland emigrierten, die allermeisten in die USA.

1955 hatte Mexiko dreissig Millionen Einwohner, 1975 waren es sechzig Millionen, und von der nächsten Generation gingen zehn Millionen in die USA. Heute machen 37 Millionen mexikanischstämmige Amerikaner 11,2 Prozent der US-Bevölkerung aus. Was wird in den nächsten dreissig Jahren passieren, wenn sich die Bevölkerung Afrikas auf zwei Milliarden verdoppelt haben wird? Das ist eine offene Frage, und Smith geht vorsichtig mit den Zahlen um. Er merkt aber an, dass, falls Afrikas Entwicklung dem mexikanischen Muster folgen sollte, die Zahl der Afrikanischstämmigen in Europa bis zur Mitte des Jahrhunderts auf 150 Millionen steigen könnte.

Smiths Prognose widerspricht den Klischeevorstellungen von Politikern und Öffentlichkeit. Absolute Armut, so betont er, ist kein Migrationsgrund. Die Reise nach Europa wird möglich, wenn ein junger Afrikaner etwa 2000 Dollar zusammenbringen kann. Sobald das geschafft ist, gibt es keine bessere Investition für ihn oder sein Dorf, als sich auf den Weg nach Europa zu machen.

Wenn Smith recht hat (und die Studien des Oxforder Entwicklungsökonom Paul Collier legen diesen Schluss nahe), dann ist die Migrationspolitik der Europäischen Union ein gigantischer Irrtum. Sie basiert auf «Entwicklungspartnerschaft» – Subventionen für Industrie und Arbeitsmarkt in den Herkunftsländern, die den Anreiz von Abwanderung verringern sollen. Für Afrika mag das nützlich sein, aber der Migrationsdruck auf Europa wird sich eher noch verstärken.

Eine zweite Voraussetzung für Massenmigration ist eine bereits vorhandene Community in der europäischen Diaspora. Am Beispiel Minnesota kann man sehr schön zeigen, wie dieser Prozess funktioniert. Dass in diesem Bundesstaat mehr als ein Viertel der somalischen Bevölkerung in den USA lebt (darunter auch Ilhan Omar, die erste somalischstämmige Kongressabgeordnete), erklärt sich daraus, dass eine Handvoll Geschäftsleute

aus Mogadischu sich in den 1980er Jahren dort niedergelassen haben.

Genug Geld, um aufbrechen zu können, und eine Community im Zielland, in der man empfangen wird – sobald diese beiden Bedingungen erfüllt sind, lassen sich potenzielle Migranten kaum noch abschrecken. Gewiss, Tausende sind bei dem Versuch ertrunken, über das Mittelmeer nach Europa zu gelangen. Das Verhältnis beträgt etwa eins zu dreihundert. Das ist eine Tragödie, aber sie hat nicht unbedingt eine abschreckende Wirkung. Die Wahrscheinlichkeit, im Kindbett zu sterben, beträgt bei Frauen im Südsudan eins zu sechzig.

Was Europa wirklich braucht

Smith' ketzerischste These: Die ausserordentlich disruptive Masseneinwanderung von Afrikanern, sollte sie eintreten, wird Europa



Emmanuel Macron.

keine nennenswerten Vorteile bringen. Das Argument, die Migranten seien für Europa ein Gewinn, ist für ihn eine nachträgliche Rationalisierung von Bedingungen, die Europa aufgezwungen wurden und die man sich nicht ausgesucht habe. Europa brauche keinen Zustrom junger afrikanischer Arbeitskräfte, schreibt Smith, weil Automatisierung und weitere Anhebungen des Renteneintrittsalters für eine immer geringere Nachfrage sorgen würden. Migranten können den europäischen Sozialstaat nicht stärken, im Gegenteil, sie werden ihn schwächen, weil die Kosten von Schulen, medizinischer Versorgung und anderen staatlichen Leistungen, die fortpflanzungsfreudige Zugewanderte in Anspruch nehmen, den Umfang ihrer Steuerzahlungen übersteigen. Auch Afrika wird von dem Massenexodus nicht profitieren, denn er wird die wachsende Mittelschicht in den Ländern mit den besten wirtschaftlichen Aussichten (Senegal, Ghana, Elfenbeinküste, Nigeria, Kenia) ausbluten.

Smiths Ideen stiessen in Frankreich interessanterweise auf ein geteiltes Echo. Präsident Emmanuel Macron lobte das Buch. Mehrere renommierte Institutionen, darunter die altehrwürdige Académie française, zeichneten es mit Preisen aus. Das Nachrichtenmagazin *L'Obs* bat Bill Gates, zu den Thesen des Autors Stellung zu beziehen. Gleichwohl sorgte das Buch für Empörung unter französischen Intellektuellen und Akademikern.

Natürlich muss man der Analyse des Autors nicht in allen Punkten zustimmen. In einer globalisierten Ökonomie, in der selbst die westliche Mittelschicht sich politisch zuneh-

mend entwurzelt fühlt, dürften die Chancen der Afrikaner, eine eigene prosperierende Mittelschicht aufzubauen, weniger rosig sein als vom Autor dargestellt. Aber die Angriffe beziehen sich nicht auf einzelne Argumente. Die Kritiker wollen Smith denunzieren und seinen Ansatz delegitimieren. François Héran, Direktor am Nationalen Institut für demografische Studien (Ined), hat es sich zur Aufgabe gemacht, Smiths Buch in Artikeln und Interviews grundsätzlich zu diskreditieren. Das weitreichendste von Smiths fünf Bevölkerungsszenarien, nach dem die Migration aus Afrika dem mexikanischen Modell folgen wird, hat er als Panikmache bezeichnet. Smith war sofort bereit, mit Héran darüber zu diskutieren. Doch Héran forderte ihn auf, seine Einwände in einer wissenschaftlichen Zeitschrift zu publizieren.

Anfeindungen

Julien Brachet, Dozent für internationale Entwicklung an der Sorbonne, hat Smiths Ansatz auf der Website «La vie des idées» noch polemischer kritisiert. «Stephen Smith», schrieb Brachet, «ist weder Anthropologe, Geograf, Historiker oder Demograf» – womit er sagen will, dass Smith diese Fächer nicht studiert hat. In einem Beitrag auf der französischen Website «Mediapart» beschuldigte er Smith, ein xenophober Rassist und rechter Verschwörungstheoretiker zu sein, und verwies auf die Tatsache, dass Smith die französischen Schriftsteller Maurice Barrès und Jean Raspail sowie die amerikanischen Sozialwissenschaftler Robert Kaplan

Wer Migration verstehen will, kommt um einen interdisziplinären Ansatz nicht herum.

und Samuel Huntington erwähnt. Wohlge-merkt: Er wirft Smith nicht vor, die Meinung dieser Personen zu teilen, sondern nur, dass sie bei ihm erwähnt werden.

Jeder Autor, der eine unabhängige Meinung zum Thema Migration vertritt, wird sich rasch an derartige Anfeindungen gewöhnen. Dennoch ist anzumerken, dass Smith, wenn er ein Rechter oder ein Rassist ist, eine sehr merkwürdige Art hat, seine Ansichten kundzutun. Er begann seine Karriere bei der Tageszeitung *Libération* zu einer Zeit, als das Blatt auf halbem Weg stand zwischen der maoistischen Ideologie, mit der Jean-Paul Sartre es im Jahr 1973 gegründet hatte, und der linksliberalen Ausrichtung, die *Libération* heute vertritt. Smith ist Dozent an einer amerikanischen Universität und spricht auch so. Er bezeichnet Grenzen als «Verhandlungs-

räume», was Matteo Salvini vermutlich nicht unterschreiben würde.

Natürlich kann man über das eine oder andere Argument in Smiths Buch streiten. Wenn aber französische Intellektuelle einer Auseinandersetzung mit Smith aus dem Weg gehen, indem sie behaupten, er sei nicht qualifiziert, an einer öffentlichen Debatte



Seltener Fall eines westlichen Afrika-Beobachters: Smith im Kongo.

teilzunehmen, so ist das kindisch. Immerhin wurde Smith an einer namhaften europäischen Universität promoviert (Freie Universität Berlin), und er ist Dozent an einer amerikanischen Universität (Duke). Keiner der Akademiker, die Smith besonders kategorisch verunglimpfen, kann ihm im Namen der wissenschaftlichen Demografie einen berechtigten Vorwurf machen.

Um es noch einmal zu sagen: Smith verwendet die gleichen Bevölkerungsprognosen wie jeder andere auch – nämlich Zahlen der Uno und der Europäischen Union. Anderer Meinung als seine akademischen Kritiker ist er nur in seinen Migrationsprognosen, und das auch nur, weil er eine breitere Sicht auf die Faktoren hat, die die afrikanische Migration antreiben, und über intimere Kenntnisse der Geschichte des afrikanischen Kontinents und der afrikanischen Gesellschaften verfügt. Wer Migration verstehen will, kommt um einen interdisziplinären Ansatz nicht herum.

Überspezialisierung führt zu Kurzsichtigkeit. Als Grossbritannien im Jahr 2004 seinen Arbeitsmarkt für Osteuropäer öffnete, gingen die Behörden von etwa 10 000 Personen aus, tatsächlich aber kamen 627 000 – was für die Entscheidung der Briten, aus der Europäischen Union auszutreten, nicht ohne Relevanz war.

Tatsächlich kann man sich für die Untersuchung eines so vielschichtigen und brisanten Themas kaum eine geeigneteren Person vorstellen. Smith kennt die afrikanischen Länder mit all ihren Besonderheiten. Er weiss, wie sich der Klimawandel auf Migration auswirkt: Der Tschadsee etwa, von dessen Ressourcen dreissig Millionen Menschen in Niger, Nigeria, Kamerun und Tschad abhängen, ist auf ein Zehntel der Fläche geschrumpft, die er in den 1960er Jahren hatte, und wird bald völlig ausgetrocknet sein. Smith kennt die wissenschaftliche Literatur über afrikanische Volkswirtschaften. Er ist der seltene Fall eines westlichen Afrika-Beobachters, der sich für Ngugi wa Thiong'o (und die zeitgenössische afrikanische Literatur allgemein) genauso interessiert wie für Karen Blixen. Sein Buch ist voller Zitate aus dem westafrikanischen Dialekt Yoruba und arabischer Sprichwörter. Auf ihn trifft zu, was der Historiker Benedict Anderson als den «wahren Internationalismus des Polyglotten» bezeichnet hat.

Anstössige akademische Tugenden

Heutzutage gelten die akademischen Tugenden Objektivität, Gelehrsamkeit, Logik, stilistische Eleganz in gewissen Kreisen als überholt, ja geradezu als anstössig. Politische Fragen werden in Europa und Amerika zunehmend als Angelegenheiten aufgefasst,

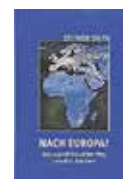
in denen es um «Werte» und «Rechte» geht und die, wie immer man sie bezeichnen will, nicht zur Disposition stehen.

Einwanderung dürfte ein besonders heikles Thema sein, weil es hier auch um die Frage geht, ob man politische Verstärkung in Gestalt von leibhaftigen Einwanderern heranziehen darf. Heute sehen wir, dass all jene, die für offene Grenzen eintreten, auch einen intellektuellen Vorteil geniessen: Sie können eine Diskussion unterbinden. Sobald Migration nämlich als nicht verhandelbares Recht betrachtet wird, warum sollte man dann über Kosten und Nutzen oder auch nur über simple Fakten sprechen? Und warum sollte man überhaupt eine offene Debatte darüber führen wollen?

Der vorliegende Text ist eine leicht adaptierte Fassung eines Artikels, der in der *National Review* erschienen ist.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Christopher Caldwell ist Autor bei der *Claremont Review of Books* und schreibt für *Financial Times*, *Spectator*, *Wall Street Journal* und *Washington Post*. Sein nächstes Buch, «The Age of Entitlement: America Since the Sixties», erscheint im Januar.



Stephen Smith:
Nach Europa!
Das junge Afrika auf dem Weg zum alten Kontinent.
Edition fotoTAPETA.
244 S., Fr. 25.90

Der Weltpolizist geht noch nicht

Von Hansrudolf Kamer — Präsident Trump möchte Amerika als Weltpolizisten verabschieden. Seine Rhetorik wird durch die Realität nicht gedeckt. Amerikas globale Präsenz wird ihn überdauern.



Historische Vergleiche sind en vogue. Deutsche Politiker setzen den Rückzug amerikanischer Truppen aus Nordsyrien im Umfang von weniger als 700 Mann mit «München» gleich

und nennen Erdogan einen Hitler. Dann fehlt nur noch der «Clown Trump» zur Abrundung des Bildes. Ungefähr auf diesem Niveau bewegen sich weltpolitische Analysen in Germanien.

Normalerweise beklagen sich Deutsche und Franzosen über den Weltpolizisten Amerika. Immer wenn amerikanische Truppen irgendwo auf der Welt auftauchen oder für Ordnung sorgen, wird besorgt das Völkerrecht beschworen und füllen sich die Strassen europäischer Hauptstädte mit Demonstranten. Amerika reizt Europas Moralempfinden mehr als andere Übeltäter.

Präsident Trump hat letzte Woche an der Pressekonferenz mit dem italienischen Staatsschef Sergio Mattarella in Washington das amerikanische Dilemma wieder neu beschrieben. Er sagte wörtlich: «Wir sind in vielen Ländern, vielen, vielen Ländern zugegen. Es ist mir peinlich zu sagen, in wie vielen. Wir beschützen Länder, die uns nicht einmal mögen. Sie nützen uns aus. Sie zahlen gar nichts.»

Trumps aufgestaunter Überdross

Nun, wie viele Länder sind es? Amerikanisches Militär ist auf allen Kontinenten dieser Erde präsent. Von Afrika bis Ozeanien, vom Nordpol bis zum Südpol. Nach offiziellen Angaben sind es mehr als 760 militärische Einrichtungen, die zurzeit bemannt sind. Die Zahl der Stützpunkte insgesamt ist aber grösser – es sind knapp 1000. Dabei sind jene in Afghanistan und im Irak nicht einmal mitgezählt. Ins Zweistromland sind die Amerikaner ja nach 2011 zurückgekehrt. Auch werden einige der Stationierungen gar nicht in den offiziellen Büchern aufgeführt. Die Budgets der Nachrichtendienste sind gossenteils nicht öffentlich.

Ägypten, Dschibuti, Kenia, Bahrain, Diego Garcia, Georgien, Pakistan, Neuseeland, Italien, Rumänien, Grönland, Kuba, Paraguay – nur eine kleine Auswahl. Die wichtigsten: Japan, Südkorea, Deutschland. Niemand kommt auch nur entfernt diesem Fussabdruck nahe. Die einsame russische Marinebasis in

der Levante und Putins Flugpisten in Syrien fallen so kaum ins Gewicht.

Aus Trumps Worten spricht aufgestaunter Überdross. Das Ende des Zweiten Weltkriegs, der für die globale Dauerpräsenz hauptsächlich verantwortlich ist, liegt 74 Jahre zurück, der Kalte Krieg dreissig. Dass sich Trumps Wähler und selbst einige seiner Gegner fragen: «Wie lange noch?», ist verständlich.

Mit der Unbeliebtheit der Rolle und der Last als Weltpolizist macht Trump Wahlkampf und hat damit Erfolg. Die Wirklichkeit allerdings ist eine andere. In Tat und Wahrheit ist es mit der Heimreise selbst aus dem Mittleren Osten nicht weit her. Amerikanische Truppen zügeln von Syrien in den Irak, der Bestand in Saudi-Arabien wird aufgestockt, um dem Königreich gegen den Iran zu helfen, und in Syrien selber bleibt ein Restaufgebot.

Zu den sonstigen Verwicklungen meinte Trump an der Pressekonferenz trocken, wenn Russland helfe, die Kurden zu beschützen, sei das keine schlechte Sache. Dass die Syrer etwas dagegen hätten, wenn die Türken ihnen Land wegnähmen, könne er gut verstehen. Aber was gehe das Amerika an? Solle es einen Nato-Alliierten bekriegen, damit Syrien, das kein Freund Amerikas sei, sein Land behalten könne? «I don't think so!» Einfach und verständlich ausgedrückt.

Inzwischen gilt die Daumenregel, dass republikanische Trump-Gegner, demokratische Linksprogressive und europäische Amerika-skeptiker gegen alles sind, wofür Trump ist, und dass sie im Bedarfsfall die notwendigen Ad-hoc-Korrekturen an ihrer Sachpolitik vornehmen. Kündigte der Präsident an, er habe sich alles neu überlegt und werde nun eine grössere Streitmacht in die Region schicken, um die Kurden vor den Türken zu retten, würde er sogleich gevierteilt. Er zerresse die Nato und starte einen neuen Krieg im Mittleren Osten, hiesse es dann. Und wieder füllten sich die Strassen in europäischen Hauptstädten.

Kriegführende Friedenstauben

Die amerikanische Geschichte kennt einige Präsidenten, die sich im Wahlkampf als Friedenstauben empfahlen, nur um dann im Amt das Gegenteil zu tun: Woodrow Wilson und der Erste Weltkrieg, Lyndon Johnson und der Vietnamkrieg, George W. Bush, der sich 2000 als Kritiker von *nation building* im Balkan profilierte, um dann im Irak genau das zu versuchen, Barack Obama, der Friedensnobelpreisträger, der den Drohnenkrieg ausweitete, in den Irak zurückkehrte und – «leading from behind» – Libyen ins Chaos stürzte.

Trump dagegen erinnert sogar selbst an seine Versprechungen im Jahr 2016 und versucht zu tun, was er versprach. Innenpolitisch gelingt ihm das recht gut. Aussenpolitisch nur ansatzweise – da sperrt sich der zähe Teig der Geschichte gegen jede Korrektur am globalen Stabilitätsgerüst. Aber eine Art Gleichgewichtspolitik im Mittleren Osten mit lokalen Akteuren an der Front wäre ein Erfolgsmodell für Amerika, das sich in Europa und Asien bewährt hat.



Erinnert selbst an seine Versprechungen von 2016: Donald Trump.



Inside Washington

Schlagbar?

Der Präsident ist unter Beschuss, doch die Wahlkampfspenden sprudeln munter.

Die Demokraten mögen Trump in Washington D.C. lange mit der Amtsenthebung drohen. Ausserhalb der politischen Zirkel schlagen seine Wahlkampfspenden alle Rekorde. Der US-Präsident und das republikanische Nationalkomitee haben dieses Jahr bereits 300 Millionen Dollar für die Wiederwahlkassen des Präsidenten verbucht. Wie das Medienportal *Politico* berichtet, ist die stattliche Summe höher als jede andere, die ein amtierender Präsident zu diesem Zeitpunkt in einer Wiederwahlkampagne erreicht hat.

Allerdings geben Trump und die Republikaner fast doppelt so viel aus wie der einst gefeierte Barack Obama und seine Anhänger vor vier Jahren. Derweil konzentriert sich die Demokratische Partei auf ihren Amtsenthebungsfimmel. Aber genau diese Strategie trägt dazu bei, die republikanischen Anhänger von «Make America Great Again» zu vereinen. Zwischen Juli und September griffen bereits 313 000 neue Spender für Trump in die Tasche.

Die Medienforscherin Laura Edelson von der New York University vergleicht in einem Interview mit der verunsicherten *New York Times* das aggressive Online-Marketing des Präsidenten mit «einem Supersportwagen, der gegen einen Volkswagen antritt». Viele Demokraten befürchten zudem, dass ihr Präsidentschaftskandidat für 2020 zu alt, zu links oder gleich beides sein wird.

Der Senator von Colorado und ziellos herumgeisternde Präsidentschaftskandidat Michael Bennet macht die Social Media für Trumps grossartigen Zulauf verantwortlich. Der chancenlose und wohl bald einmal vergessene Bennet sagte zu *Politico*: «Man kann nie zu viel twittern; je extremer du bist, desto mehr wirst du dafür belohnt.»

Der Senator fragt sich besorgt: «Kann einer unserer Leute unter diesen Umständen Trump schlagen?» *Amy Holmes*



Traum der globalen Schlüsselmacht: Staatschef Erdogan.

Erdogans Wahn und Wirklichkeit

Entsetzt reagiert die Welt auf den türkischen Einmarsch in Nordsyrien. Was hat Präsident Erdogan zu dem Feldzug bewogen, was bezweckt er? Eine Sicht auf die Ereignisse aus der Perspektive Ankaras. *Von Pierre Heumann*

Nie zuvor war Recep Tayyip Erdogan in seinem Land populärer als jetzt. Die Militäroffensive gegen die Kurden in Nordsyrien, die am 9. Oktober begann, wird laut türkischen Umfragen von 95 Prozent der Bevölkerung unterstützt. Mit türkischen Flaggen in den Städten, Applaus für Soldaten und einer überwältigenden Zustimmung in den sozialen Medien würden die Bürger zeigen, wie geschlossen sie hinter Erdogan stünden, sagt der Journalist Taner Aydin von der regierungsnahen Nachrichtenagentur Andalou der *Weltwoche*. Dass ihr Präsident im Ausland wegen seines jüngsten Vorgehens gegen die Kurden in Syrien angefeindet wird, verstehe man in seinem Land nicht.

Die Kurden in Nordsyrien bezahlen einen hohen Preis. Seit dem Beginn der türkischen Militäroffensive ist eine unbekannte Zahl von Menschen umgekommen, und rund 170 000 sind laut der NGO «Save the Children» geflüchtet. Kurden werfen der Türkei zudem den Einsatz von Chemiewaffen wie Napalm und Phosphor vor, was in Ankara bestritten wird.

Welches sind die Gründe, die Erdogan zum Feldzug bewogen haben?

Flüchtlingsproblem — Fast 4 Prozent der türkischen Bevölkerung sind Vertriebene aus dem Nachbarland. Nahe der syrischen Grenze steigt der Prozentsatz auf bis zu 50 Prozent. 86 von 100 Türken fordern laut Umfragen die Rückschaffung der Flüchtlinge in deren alte Heimat, da sie die Türkei wirtschaftlich und sozial belasten würden. Erdogan will deshalb in den kurdischen Gebieten Nordsyriens einen Teil der auf über drei Millionen geschätzten Flüchtlinge ansiedeln, die in den vergangenen Jahren aus Syrien vertrieben wurden. Bei seinen Anhängern ist auch Erdogans Drohung populär, Flüchtlinge nach Europa weiterreisen zu lassen, wenn sein Vormarsch in den Norden Syriens kritisiert werde.

Popularität steigern — Ob mit der türkischen Präsenz in Nordsyrien Ruhe einkehren werde, ist unter Experten umstritten. Sicher aber ist, dass Erdogan den innenpolitischen Kraftschub gut brauchen kann. Seit Monaten mehrten sich die Krisenzeichen. Ehemalige prominente Weggefährten haben sich im Sommer von ihm abgewandt und drohen, bei den nächsten Wahlen mit ihren eigenen Parteien gegen ihn anzutreten. Die sollen zwar erst in

vier Jahren stattfinden, doch Erdogan sei jetzt schon nervös, so eine türkische Publizistin zur *Weltwoche*, die ihren Namen nicht in der Zeitung gedruckt sehen möchte.

Bereits im April hat Erdogan eine Niederlage hinnehmen müssen. Seine Partei, die AKP, verlor bei den Wahlen ums jeweilige Stadtpräsidium drei grosse Städte an die Konkurrenz, darunter Istanbul. Der Ausgang der Wahlen hatte als Lackmустest für Erdogans Beliebtheit gegolten. «Wer Istanbul gewinnt, gewinnt die Türkei», kommentierte damals Soner Cagaptay, der Leiter des Forschungsprogramms Türkei am Washington Institute for Near East Policy.

Schleppende Konjunktur — Die Wirtschaft, einst als Erfolgsmodell gepriesen, ist für Erdogan eine weitere Ursache für Kummer. Die türkische Währung verliert massiv an Wert, was die Inflation anfeuert, die bei 15 Prozent liegt. Das Wachstum stagniert, nachdem es vor zwei Jahren noch mit 7 Prozent ausgewiesen wurde.

Unsicherheit, sofern tatsächlich vorhanden, merkt man dem 65-Jährigen nicht an, wenn er, seine rechte Schulter leicht nach vorne gewandt, sich an die Öffentlichkeit wendet. Er bewege sich wie ein Radaubruder, ein *külhanbeyi*, der im Zeitalter der Osmanen durch die Strassen Istanbuls streifte, schreibt der Schriftsteller Kaya Genc, der – soweit noch möglich – die Stimme der liberalen Türken vertritt. Er lasse sein Publikum etwas spüren, was es lange nicht gekannt hatte: Stolz, heisst es in der Erdogan-Biografie der deutsch-türkischen Publizistin Cigdem Akyol.

Kurdenproblem — Erdogan und die Kurden in Nordsyrien – das war nicht immer eine Feindschaft. Als die Kurdenmiliz Partei der Demokratischen Union mit dem Kürzel PYD im Jahre 2012 die Wirren des syrischen Bürgerkriegs nutzte, um in Teilen Nordsyriens die Kontrolle an sich zu reissen, nahm Erdogan

das zunächst gelassen hin. Denn damals führte er Friedensgespräche mit der wichtigsten Partei der Kurden in der Türkei, der PKK, der Mutterorganisation der PYD.

Obwohl die PKK in der Türkei und im Westen als Terrororganisation gilt, lud er die PYD-Spitze sogar offiziell nach Ankara ein, damit sie direkte Kontakte zur türkischen Regierung herstellt. Für eine Fortsetzung der kurdisch-türkischen Annäherung wäre das nützlich gewesen. Das Tauwetter hielt nur kurz. 2015 nahm die PKK ihren Terrorkampf gegen Ankara wieder auf, den die kurdische Organisation in den 1980er Jahren mit dem Ziel lanciert hatte, auf türkischem Territorium einen eigenen Staat zu erzwingen. Damit war es mit der Toleranz Erdogans gegenüber dem PKK-Ableger in Nordsyrien vorbei.

Neue Prioritäten — Nun machte er einen aussenpolitischen Fehler, der heute verhängnisvolle Folgen hat. Erdogan verpasste die Chance, das zunehmend enger werdende Verhältnis zwischen den USA und der PYD in Nordsyrien auszubremsen.

Der damalige US-Präsident Barack Obama bat seinen türkischen Amtskollegen um Hilfe gegen die Terroristen des Islamischen Staates (IS). Denn nachdem Terroristen des IS im Westen zugeschlagen und den amerikanischen Journalisten James Foley vor laufender Kamera exekutiert hatten, stand nicht mehr Syriens Herrscher Baschar al-Assad zuoberst auf der amerikanischen Feindesliste, sondern der IS. Doch Erdogan zögerte mit der Zusage an Washington. Anders als Obama betrachtete er nicht den IS als Erzfeind, sondern das syrische Regime, auf dessen Ende er hinarbeiten wollte.

Deshalb gingen die USA im Jahr 2012 nicht mit der Türkei, sondern mit der Kurdenmiliz YPG eine Partnerschaft ein, um gegen die Islamisten vorzugehen. Was Erdogan heute in Ra-

ge versetzt: Während eines halben Jahrzehnts schützte Washington die kurdischen Milizen, rüstete sie mit Waffen aus und besoldete sie mit Dollars. Die Kurden machten sich Hoffnungen, dass sie nach einem Sieg über den IS mit einem eigenen Staat belohnt würden. Jetzt hat US-Präsident Donald Trump die Allianz mit den YPG gekündigt. Die Kurden sind allein: eine leichte Beute für Erdogan.

Aussenpolitisches Kalkül — Erdogan hat einen aussenpolitischen Sieg bitter nötig. Während die Kurden im Kampf gegen den IS aus amerikanischer Sicht erfolgreich waren, ist es Erdogan nicht gelungen, Assads Regime zu stürzen. Seine Stütze, die syrischen Muslimbrüder, erwiesen sich als zu schwach, um es mit Assads starken und gutausgerüsteten Verbündeten aufzunehmen, die von Teheran unterstützt werden. Mit dem Eintritt Russlands in den Krieg war Assads Herrschaft definitiv gesichert, was letztlich zur Niederlage der von Ankara gestützten Rebellen führte.

Auch deshalb will Erdogan die PKK zerstören, damit er wenigstens eines seiner Ziele erreichen und verhindern kann, dass die Kurden von Autonomie auch nur zu träumen wagen – und sei es in der Türkei oder in Nordsyrien.

Wie geht es weiter? Erdogan will aus der Türkei eine globale Schlüsselkraft formen. Was ihm bisher nicht gelungen ist. Unter ihm sieht sich die Türkei erstmals seit ihrem Beitritt in die Nato weitgehend isoliert. Zu seinen Freunden kann er nur noch Katar zählen. Das wird ihn kaum zum Einlenken bewegen. Weil sich der türkische Präsident eine militärische Niederlage innenpolitisch nicht leisten kann, wird er die Militäraktionen wohl weiterführen. Erdogan weiss, dass er die Europäer mit der «Flüchtlingswaffe» unter Druck setzen kann. Und gegen das Nato-Mitglied Türkei wird die Allianz kaum mit Vehemenz vorgehen. ○

**Wir zeigen Ihnen die
Anlage-Fonds, die Sie
haben müssen.**

Diese Woche:
Business English, aber richtig!



www.handelszeitung.ch | Kostenloser Newsletter | Jeden Donnerstag am Kiosk | Als mobile App für iPad und iPhone | Digital-Abo zum Kennenlernen

Zur Wirtschaft. Zur Sache.

Handelszeitung

Aussenpolitik

Frieden und Entwicklung

Von Geng Wenbing — Im Westen sehen viele in Chinas System eine Bedrohung. Die Furcht ist unbegründet. Das Land wird an seiner Strategie der friedlichen Koexistenz festhalten.

Soeben hat das chinesische Volk die Feiern zum 70. Jahrestag der Ausrufung der Volksrepublik China abgeschlossen. Zu diesem Anlass wurden die in den vergangenen sieben Jahren erzielten grossartigen Errungenschaften in verschiedensten Bereichen vorgestellt. Während die chinesische Bevölkerung voller Enthusiasmus und bester Gefühle diesen Anlass feiert, bekomme ich von schweizerischer Seite Klischees und gar Befürchtungen zu hören. Dabei handelt es sich samt und sonders um Fragen zum chinesischen System und zur Ausrichtung der künftigen Aussenpolitik Chinas. Um solche Befürchtungen zu zerstreuen, möchte ich in diesem Beitrag Folgendes klarstellen:

1. China hält am Sozialismus chinesischer Prägung fest und wird auch auf diesem Weg bleiben. Darüber habe ich in meinen Publikationen und Interviews mit Medienvertretern schon mehrmals gesprochen. Hervorheben möchte ich hier folgenden Punkt: Ausschlaggebend dafür, für welches System sich ein Land entscheidet, ist die Frage, ob das in Betracht gezogene System die historischen Aufgaben lösen kann, mit denen das Land konfrontiert ist. Zu jener Zeit, als China in Armut und Elend lebte, unter Demütigungen litt und der Willkür der anderen ausgeliefert war, hat das chinesische Volk unterschiedliche Denkschulen und soziale Strömungen ausprobiert, einschliesslich des bis heute bestehenden westlichen Kapitalismus. All diese Versuche waren aber zum Scheitern verurteilt. Erst nach der Etablierung des Sozialismus vor sieben Jahren, insbesondere nach der Einführung der Reform- und Öffnungspolitik im Jahr 1978 und mit dem Festhalten am Sozialismus chinesischer Prägung, haben wir grosse Erfolge erzielt. Deshalb ist das chinesische Volk fest davon überzeugt, dass nur der Sozialismus China retten, dass unser Land sich nur auf der Grundlage des Sozialismus chinesischer Prägung weiterentwickeln kann. Die Verjüngung der chinesischen Nation kann ausschliesslich durch die Aufrechterhaltung und Entwicklung des Sozialismus chinesischer Prägung verwirklicht werden. «Ob ein Schuh sitzt,

weiss nur der Träger», heisst es. Welches System und Entwicklungsmodell für die chinesischen Gegebenheiten am besten geeignet ist, kommt letztlich in den Daten und Fakten zum Ausdruck. Die Bewertung wird vom Volk und von der Geschichte gemacht.

2. Zur Ausrichtung der chinesischen Aussenpolitik, zum zentralen Punkt des vorliegenden Beitrages, möchte ich dem Publikum Folgendes klar sagen: Frieden und Entwicklung sind die zwei der chinesischen Aussenpolitik zugrunde liegenden Konzepte, deren Gültigkeit

für immer zugesichert ist. Es sind Konzepte, die das unverrückbare Ziel unserer Diplomatie darstellen. Die gesamte Aussenpolitik ist auf das erhabene Ziel ausgerichtet, den Weltfrieden sicherzustellen und die Entwicklung der Menschheit zu fördern. Bei genauer Analyse der gegenwärtigen Entwicklungstrends und der grundlegenden Interessen Chinas treffen

die chinesische Regierung und das chinesische Volk gemeinsam die strategische Entscheidung, den Weg der friedlichen Entwicklung zu beschreiten. Aus eigenen Erfahrungen in der Vergangenheit hat das chinesische Volk in voller Tiefe erkannt, dass wir unsere Entwicklungsziele sowie gemeinsame Fortschritte der Menschheit nur dann erreichen können, wenn wir an der friedlichen Entwicklung festhalten und mit aller Welt zusammenarbeiten, um den Weltfrieden aufrechtzuerhalten.

Angesichts des rasanten Aufstiegs Chinas in den letzten Jahren machen sich manche Menschen im internationalen Umfeld nun Sorgen, dass China irgendwann dem traditionellen Modell der Mächtigen folgen würde, die parallel zum Stärkerwerden auch hegemoniale Ansprüche entwickelt haben. Aufgrund solcher Überlegungen haben einige China-Kritiker die sogenannte China-als-Bedrohung-Theorie aufgestellt. Solche Befürchtungen beruhen auf Missverständnissen in der Wahrnehmung wie auch auf Vorurteilen, die sich im Lauf einer langen Zeit herausgebildet haben. Die chinesische Nation war und ist immer ein friedliebendes

Volk. Während der fünftausendjährigen Zivilisationsgeschichte hat unser Volk konsequent das Ideal Frieden, Eintracht und Harmonie verfolgt und gibt dieses von Generation zu Generation weiter. Es liegt weder in unserem Blut noch in unserem kulturellen Erbe, Invasionskriege zu führen oder hegemoniale Ansprüche zu erheben. Für ein Land, das sich weiter zu mehr Prosperität und Wohlstand entwickeln möchte, ist ein friedliches Umfeld unentbehrlich. Zudem muss das Land sich der Hauptströmung der Entwicklung der Welt anpassen. Ohne Frieden wird es China nicht gelingen, sich ohne jegliche Schwierigkeiten zu entwickeln. Und genauso gilt auch, dass es ohne Entwicklungsschritte für die Welt schwierig wäre, einen dauerhaften Frieden aufrechtzuerhalten.

Diplomatisches Debüt

Zum Schluss möchte ich den Leserinnen und Lesern noch etwas aus der Geschichte berichten: Zu Beginn der 1950er Jahre hat China die «Fünf Prinzipien zur friedlichen Koexistenz» lanciert. Seit sieben Jahren bilden diese fünf Prinzipien nicht nur die Grundlage der chinesischen Aussenpolitik, sie werden inzwischen auch von den meisten Ländern der Welt als Richtschnur der internationalen Beziehungen anerkannt beziehungsweise akzeptiert. Als «diplomatisches Debüt» der Volksrepublik auf der internationalen Bühne gilt die Teilnahme des Premierministers Zhou Enlai an der Genfer Konferenz von 1954, auf der er die Friedenspolitik Chinas erläuterte. Als derzeitiger Botschafter der Volksrepublik China ist es mir eine grosse Freude, Ihnen mitteilen zu können, dass die Schweiz der Startpunkt war, von dem aus unser Land die Weltbühne betreten hat. Zudem können Sie sich darauf verlassen, dass China, sei es in der Vergangenheit oder in der Zukunft, nach wie vor ein entschlossener Verfechter des Weltfriedens und der gemeinsamen Entwicklung ist. So ist es in unserer Politik schriftlich verankert, das System ist entsprechend aufgebaut, und in der diplomatischen Praxis wird dieses Prinzip durchgesetzt. Den Weltfrieden aufrechtzuerhalten, hat positiven Einfluss auf die Entwicklung sowohl Chinas als auch der Welt. Es gibt schlicht keinen vernünftigen Grund, dieses aussenpolitische Prinzip nicht einzuhalten, das sich als vorteilhaft für alle Völker erwiesen hat.



Botschafter Geng Wenbing ist ausserordentlicher und bevollmächtigter Botschafter der Volksrepublik China in der Schweiz. Aus Anlass des 70. Geburtstags der Volksrepublik schreibt er auf Einladung der Weltwoche zwölf Kolumnen mit freier Themenwahl.

Die SPD schafft sich ab

Dass die deutsche Sozialdemokratie unter einem dramatischen Wählerschwund leidet, hat nichts mit der schröderschen Reformpolitik zu tun. Die SPD hat es verpasst, sich nach links abzugrenzen. Und sie hat jede ökonomische Kompetenz verloren. *Von Manfred Güllner*

Acht der zwölf verbliebenen Bewerber um den SPD-Vorsitz tendieren dazu, die grosse Koalition aus CDU, CSU und SPD zu verlassen. Nur so könne sich die SPD erneuern und wieder zu einem «Aufbruch» kommen. Allerdings vergessen diese Aspiranten für die neue SPD-Führung, dass sich die SPD nach dem von ihr selbst mit beförderten Sturz von Helmut Schmidt 1982 sechzehn Jahre lang in der Opposition nicht erneuern und auch kein verlorengegangenes Vertrauen zurückgewinnen konnte. Erst als 1998 Gerhard Schröder willens war, zu regieren und das nach sechzehnjähriger Regierungszeit von Helmut Kohl in einen Reformstau geratene Land zu modernisieren und zu reformieren, gewann die SPD mit ihrem Motto «Innovation» wieder viele der verlorengegangenen Wähler aus der gesellschaftlichen und politischen Mitte zurück.

Über zwanzig Millionen Wähler gaben der SPD 1998 ihre Stimme, damit Schröder die ihnen versprochenen und erhofften Reformen auch durchführte. Doch als ihm seine Partei bei seinem von der grossen Mehrheit der Bundesbürger für richtig befundenen Reformkurs nicht folgte, wandte sich der Grossteil der früheren Schmidt- beziehungsweise damaligen Schröder-Wähler wieder von der SPD ab. 2009 gaben nur noch knapp zehn Millionen Wähler der SPD ihre Stimme – also nur noch die Hälfte der Wähler von 1998.

Quittung für den Wortbruch

An diesem grossen Wählerschwund war aber nicht – wie weite Teile der SPD bis heute unterstellen – die schrödersche Reformpolitik oder die 2005 aufgrund des Wahlergebnisses notwendig gewordene Koalition der SPD mit der Union schuld. Dass 2009 nur noch sechzehn von hundert Wahlberechtigten die SPD wählten, lag zum einen daran, dass die SPD ihren Kanzler wie schon 1982 Helmut Schmidt im Stich liess. Hinzu kam, dass die SPD nach dem Wortbruch der hessischen Spitzenkandidatin bei der Landtagswahl 2018 jedwede Glaubwürdigkeit verloren hatte. Obwohl Andrea Ypsilanti vor der Wahl eine Koalition mit der Linkspartei ausgeschlossen hatte, wollte sie sich nach der Wahl mit den Stimmen der Linken zur Ministerpräsidentin wählen lassen. Dadurch, dass der damalige SPD-Vorsitzende Kurt Beck Ypsilantis Verhalten billigte und zudem Gesine Schwan – eine der heutigen Bewerberinnen um den SPD-Vorsitz – sich mit den Stimmen der Linken zur Bundespräsi-



Über 20 Millionen Wähler: Schröder, 1998.



Weniger als 7 Millionen Wähler: Nahles, 2019.

tin wählen lassen wollte, blieb das Verhältnis der SPD zur Linkspartei bis zum Wahltermin 2009 ein beherrschendes Thema. Die Quittung für die SPD: Sie erzielte das schlechteste Ergebnis bei einer Bundestagswahl seit Gründung der Bundesrepublik 1949. So wenige Wähler wie 2009 konnten die deutschen Sozialdemokraten nur bei den Reichstagswahlen 1924 und im November 1932 mobilisieren.

Wenn die 2005 mit der Union eingegangene Koalition, wie Teile der SPD bis heute behaupten, die Ursache für den Wählerschwund 2009 gewesen wäre, hätte die SPD nach den vier Jahren in der Opposition seit 2009 bei der Wahl 2013 wieder deutlich mehr Stimmen erhalten

müssen. Doch das war nicht der Fall; auch 2013 wählten nur achtzehn von hundert Wahlberechtigten die SPD. Und als Martin Schulz als Kanzlerkandidat 2017 einen – wie von der Mehrzahl der Bewerber für den SPD-Vorsitz heute gefordert – prononcierten «linken» Gerechtigkeitswahlkampf führte, setzte sich der Wählerschwund der SPD weiter fort. 2017 erhielt die SPD nur noch 9,5 Millionen Stimmen. Und mit der dem linken Lager entstammenden Schulz-Nachfolgerin im SPD-Vorsitz, Andrea Nahles, sank der SPD-Anteil auf oder sogar unter die 15-Prozent-Marke. Das wären bei einer Wahl nur noch weniger als sieben Millionen Wähler – also ein Verlust von zwei Dritteln der einstigen Wähler von 1998.

Zu dünne Personaldecke

Derzeit liegt die SPD nicht nur weit hinter der Union, sondern auch hinter den Grünen und konkurriert mit der AfD darum, wer nach Union und Grünen drittstärkste politische Kraft in der Republik ist. Wie dramatisch der Vertrauensverlust der SPD ist, zeigt sich auch daran, dass nicht nur in einem ostdeutschen Bundesland wie Sachsen, sondern auch in einem westdeutschen Land wie Bayern nur noch fünf von hundert Wahlberechtigten der SPD die Stimme geben wollen. Und in ihrer einstigen Herzkammer, dem Ruhrgebiet, würden die Grünen heute mehr Stimmen erhalten als die SPD.

Der drastische Vertrauens- und Bedeutungsverlust der deutschen Sozialdemokraten hat zwei Hauptgründe. Zum einen haben sie jedwede politische und ökonomische Kompetenz verloren. Nur noch 5 Prozent der Wahlberechtigten trauen ihnen zu, die im Land vorhandenen Probleme lösen zu können. Zum anderen hat die SPD eine zu dünne Personaldecke. Das offenbart jetzt auch der Auswahlprozess für die neue SPD-Spitze. Von den Kandidaten ist nur Olaf Scholz bundesweit bekannt und besitzt politisches Profil. Alle anderen Kandidaten sind nur wenig bekannt oder sind bei den Wählern – wie etwa Ralf Stegner – extrem unbeliebt. Als potenziellen Merkel-Nachfolger kann sich kaum jemand einen der Aspiranten für den SPD-Vorsitz vorstellen. Wenn dann noch die neue SPD-Führung aus der Regierung ausscheiden und die SPD weiter nach links rücken würde, dürfte sich der Abwärtstrend der SPD weiter beschleunigen.

Manfred Güllner zählt als Gründer und Geschäftsführer des Forsa-Instituts zu den wichtigsten Meinungsforschern Deutschlands. Er ist seit 1964 Mitglied der SPD.



Ab in die Verrichtungsboxen: Stadtrat Leupi.

Leupis Vermächtnis

Sechs Jahre nach der Massenverhaftung bei der Zürcher Sittenpolizei hat die Staatsanwaltschaft die Ermittlungen abgeschlossen. Die magere Ausbeute steht in groteskem Missverhältnis zum Schaden. Der damalige Polizeivorsteher Daniel Leupi trägt die Verantwortung für das Debakel. *Von Alex Baur*

Würde man die Anklageschrift von Staatsanwalt Manfred Hausherr an ihrem Umfang messen, müsste man von einem schweren Fall ausgehen. Insgesamt dreissig Verfehlungen, die ein ehemaliger Zürcher Sittenpolizist (Fachgruppe Milieu/Sexualdelikte) begangen haben soll, sind auf 73 Seiten beschrieben. Noch schwerer wöge allerdings die Einstellungsverfügung betreffend sechzig vermeintliche Delikte, deren der Mann zu Unrecht verdächtigt wurde. Dieses Dokument umfasst sage und schreibe 91 Seiten.

In der Öffentlichkeit wurde der Fall im November 2013 anlässlich der spektakulären Verhaftung von fünf Sittenpolizisten bekannt. Im Mittelpunkt des Skandals stand das Rotlichtlokal «Chilli's», welches dem Skandal seinen Namen gab. Tatsächlich hatten die Ermittlungen bereits ein Jahr zuvor begonnen. Gegen insgesamt zwölf Beamte der Stadtpoli-

zei wurden Verfahren eröffnet, weil sie einem Korruptionsring angehört haben sollten.

Sechs Jahre später nun die Bilanz: Neun Polizisten wurden rehabilitiert, in zwei Fällen wurden wegen Amtsvergehen bedingte Strafen verhängt, einer davon ist noch beim Bundesgericht hängig. Es handelte sich dabei allerdings um zufällig entdeckte, untergeordnete Regelwidrigkeiten, die mit dem anfänglichen Verdacht nichts zu tun haben. Das gilt auch für den zwölften und letzten Polizisten, gegen den Staatsanwalt Hausherr nun Anklage erhoben hat. Unter seinen Kollegen war der Mann unter dem Spitznamen «Angus» bekannt.

Fliessende Grenzen

Angus war einer der beiden Beamten, die nach der Verhaftungswelle vom 12. November 2013 umgehend entlassen wurden. Knapp sechs Monate schmorte der Sittenpolizist in Unter-

suchungshaft. 78 Bundesordner Akten hat die Staatsanwaltschaft seither gegen ihn angehäuft. Die Ermittlungen gegen Angus begannen bereits im Herbst 2012, sie standen ganz am Anfang der Verfahrenslawine. Doch die ursprünglichen Verdächtigungen haben sich auch in seinem Fall in Luft aufgelöst.

Gerichtsakten werden nicht in Kilogramm gewogen, sondern nach ihrem Gehalt gewichtet. Und dieser ist, gemessen am Aufwand, mehr als dürftig. Von Korruption ist in der Anklage keine Rede mehr. Dem zivilen Fahnder wird im Wesentlichen zur Last gelegt, einzelnen Informantinnen aus dem Dunstkreis des Zürcher Sexmilieus polizeiliche Informationen anvertraut, also das Amtsgeheimnis verletzt zu haben. In einzelnen Fällen soll er Prostituierte, die möglicherweise ohne Bewilligung ihrem Metier nachgingen, nicht verzeigt haben, was strafrechtlich gesehen eine Begünstigung wäre.

Im Einzelnen bewegen sich diese Regelwidrigkeiten, die Angus notabene ausnahmslos bestreitet, allerdings im Bagatellbereich. Die informellen Kontakte zu Milieufiguren waren ein zentraler Teil seines Jobs. Ob der Fahnder seinen Vertrauensleuten, die er oft seit Jahren kannte, mehr anvertraute als erlaubt, werden die Gerichte entscheiden. Doch schon heute lässt sich sagen: In keinem Fall hatten die an-

Fahndungschef Rüeegger und seine Ermittler waren erneut einer plumpen Intrige aufgesessen.

geblichen Indiskretionen erkennbare Folgen. Es wurde keine Ermittlung vereitelt, niemand kam zu Schaden. Und wenn Angus nicht jede leichtbekleidete dunkelhäutige Frau verhaftete, die er in den Bars im Langstrassenviertel traf, dann könnte man ihm ebenso gut vorwerfen, dass er nicht gleich jeden in Handschellen legte, der nach Cannabis roch.

Angus hatte zeitweise Freundinnen, die sich im Dunstkreis des Milieus bewegten. Die Anklage lautet in einzelnen Fällen deshalb auf Amtsmissbrauch und Vorteilsannahme. Doch die intimen Beziehungen mit den Frauen spielten sich alle ausserhalb des Milieus ab. Es hatte auch damit zu tun, dass Angus, der fließend Spanisch und Portugiesisch spricht, seit Jahren privat in der Szene der Lateinamerikaner verkehrte, wo die Grenzen zum Erotikmilieu bisweilen fließend sind. Zumindest im Zeitraum, als er mit ihnen liiert war, schaffte keine seiner Freundinnen an. Mag sein, dass solche Beziehungen für einen Beamten der «Sitte» ungehörig sind. Doch Bestechung wirft ihm heute nicht einmal mehr Staatsanwalt Hausherr vor.

Wanze im Schlafzimmer

So richtig wohl war es Hausherr offenbar selber nicht bei seiner von neunzig auf dreissig Punkte geschrumpften Anklage. Der Antrag auf eine bedingte Haftstrafe von fünfzehn Monaten passt schlecht zur Masse der angeblichen Delikte. Noch im letzten August bot der Staatsanwalt sogar schriftlich an, die Affäre mit einem Strafbefehl zu erledigen. Der Deal: Wenn sich Angus schuldig bekannte, würden die verbliebenen dreissig Anklagepunkte auf zwölf reduziert, die Strafe auf symbolische sechs Monate bedingt.

Der Staatsanwalt war sogar bereit, im Strafbefehl neben dem Amtsmissbrauch – juristisch gesehen der gravierendste Tatbestand – all die Intimgeschichten unter den Tisch fallen zu lassen, welche nun in der Anklage teilweise öffentlich ausgebreitet werden. Den Wink mit dem Pranger versüsste Hausherr mit Zuckerbrot, und das nicht zu knapp: Über 160 000 Franken Schmerzensgeld und Schadenersatz hätte Angus aus der Staatskasse für ein Geständnis erhalten, netto, bar aufs Konto.

Ein derartiges Discount-Angebot macht kein Staatsanwalt, der an seine Sache glaubt. Offenbar hatte auch Hausherr ein Interesse daran, das Monsterdossier per Strafbefehl diskret zu entsorgen. Doch Angus stieg nicht auf den Kuhhandel ein. Er nimmt damit ein beträchtliches Risiko in Kauf. Das sechs Jahre dauernde Verfahren hat seine Existenz ruiniert, die Prozesse können nun noch Jahre dauern. Doch die Ehre ist das Einzige, was ihm noch bleibt. Angus beharrt darauf, dass er als Polizist nicht käuflich war. Er ist auch als Angeklagter nicht mit Geld zu ködern.

Die Tragödie begann mit der protokollierten Aussage eines dominikanischen Drogenhändlers. Nach seiner Verhaftung versuchte dieser, die Schuld auf seine Exfreundin abzuschieben, eine Bardame aus dem Zürcher Milieu. Diese war eine Informantin von Angus, mit dem Segen seiner Vorgesetzten notabene. Dank ihren Informationen konnten zahlrei-



Intime Beziehungen: «Chilli's» in Zürich.

che Dealer überführt werden. Der Dominikaner behauptete, die Bardame stehe unter der Protektion von Angus, der sich mit Gratissex bezahlen lasse.

Der damalige Fahndungschef Peter Rüeegger setzte sofort die Fachgruppe für Vorermittlungen und besondere Verfahren (VBV), eine Art Polizei innerhalb der Polizei, auf Angus an. Dabei war schnell klar, dass der Dominikaner mit seinen Beschuldigungen gegen Angus von seinen eigenen Verbrechen ablenken wollte. Anrufprotokolle und andere Indizien entlarvten die Aussagen des Drogenhändlers als Lügen. Doch statt die Übung abzubrechen, weiteten die Beamten der VBV ihre Ermittlungen gegen Angus aus. Und sie gingen dabei mit schwerem Geschütz ans Werk: Telefonüberwachungen, Kameras vor dem Haus ihres Kollegen, ja sogar eine Wanze in seinem Schlafzimmer.

Hier kommt nun das «Chilli's» ins Spiel, ein Rotlichtlokal im sogenannten Bermudadreieck. Eine Gruppe von Prostituierten, angeführt von einer als «Lesben-Paula» bekannten Brasilianerin, stand unter dem Verdacht, Freier mittels K.o.-Tropfen zu betäuben und auszurauben. Doch statt gegen Lesben-Paula vorzugehen, warben die Fahnder der VBV die Brasilianerin als Informantin an. Aus Telefonkontrollen geht klar hervor, dass Lesben-Paula über die Polizeier-

mittlungen gegen Angus bestens im Bild war. Die VBV-Beamten taten also genau das, was man Angus später vorwerfen würde: Sie gaben geheime Informationen aus dem Korps preis. Lesben-Paula erzählte ihnen dafür genau das, was diese von ihr hören wollten: Die Beamten der Sittenpolizei, allen voran Angus, sollten gemäss ihren Angaben Prostituierten Protektion gegen Gratissex liefern.

Fahndungschef Rüeegger und seine Ermittler waren erneut einer plumpen Intrige aufgesessen, wie die Akten zeigen. Die Anschuldigungen von Lesben-Paula gegen Angus wurden widerlegt, sie sind auch nicht mehr Gegenstand des Verfahrens. Die räuberische Brasilianerin wurde inzwischen in einem geheimen Schnellverfahren zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Doch Rüeeggers Spezialtruppe nutze ihre Aussagen, um das Verfahren gegen den angeblichen Korruptionsring bei der Sittenpolizei auszuweiten, bis sie schliesslich insgesamt zwölf Kollegen im Visier hatte.

Der Kreuzzug von VBV-Polizisten gegen die Kollegen aus dem eigenen Korps folgt dem Muster einer sogenannten *fishing expedition*. Statt die Ermittlungen einzustellen, nachdem sich der Verdacht zerschlagen hatte, weitete man diese aus. Bei einem zivilen Sittenpolizisten, der von Berufes wegen täglich in die Halbwelt eintaucht, ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass man ihm mit etwas bösem Willen irgendeine Regelwidrigkeit anhängen kann, wenn man nur lange genug danach sucht. Man stürzte sich in Kosten, um die Kosten eines gescheiterten Verfahrens zu rechtfertigen. Je grösser der Ermittlungsaufwand, je länger die Untersuchungshaft, je grösser der Schaden, desto schwieriger wurde es für die Häsher, diese Lawine zu stoppen und die Niederlage einzugestehen.

Neben den zwölf Stadtpolizisten gerieten gemäss Auskunft der Oberstaatsanwalt mindestens 34 Personen aus dem Rotlichtmilieu in den Strudel des Monsterverfahrens um den imaginären Korruptionsring bei der Sitte. Allein beim Fall Angus belaufen sich die Untersuchungskosten auf 381 884 Franken. Fast die Hälfte davon wurde für Übersetzungen aufgewendet, die Telefonüberwachungen schlugen mit gegen 90 000 Franken zu Buche, die Auswertung von Datenträgern mit 22 000 Franken. In der Hoffnung, irgendetwas Belastendes zu finden, liess Hausherr Tausende von Telefonaten und Chats bis zurück ins Jahr 2007 auswerten. Insgesamt dürften die Kosten für den ganzen Komplex die Millionengrenze überschreiten (die Staatsanwaltschaft verweigerte auf Anfrage eine Auskunft).

Solche Fahndungskatastrophen passieren nicht einfach wie Naturereignisse. Spätestens ab Anfang 2013 trug Staatsanwalt Manfred Hausherr die Verantwortung für die Ermittlungen. Die Anträge der VBV-Beamten für den grossangelegten Lauschangriff gegen die Kollegen der Sittenpolizei liefen alle über sein

Pult. Und sie wurden vom Obergericht des Kantons Zürich abgeseget. Die Justiz sass demnach mit im Boot, ja sogar am Steuerrad, als der Fall aus dem Ruder lief. Die Richter, welche heute den Vorwurf der *fishing expedition* weit von sich weisen, urteilen auch über sich selber und ihre Kollegen. Auch wenn sie, zumindest damals, das schmutzige Machtspiel vielleicht nicht erkannt hatten, das hinter den Kulissen in den Innereien der Zürcher Stadtpolizei ausgetragen wurde.

Offene Feindschaften

Dreh- und Angelpunkt der «Chilli's»-Affäre war der damalige Fahndungschef Peter Rüeegger. Der ehemalige Bezirksanwalt, den noch Stadträtin Esther Maurer (SP) zur Polizei geholt hatte, stand sowohl der Sittenpolizei wie auch der Sonderabteilung VBV vor. Bis Anfang 2013 war die auf grosse Ermittlungen gegen den sogenannten Menschenhandel spezialisierte VBV eine Abteilung der Sittenpolizei. Doch die Beziehung zwischen den VBV-Ermittlern und den Strassenfahndern der Sitte war von Anfang an angespannt.

Über die Jahre entwickelte sich daraus eine offene Feindschaft, wie aus den Einvernahmen von mehreren Polizisten und der damaligen Chefin der Sittenpolizei eindrücklich hervorgeht. Angus war einer der Protagonisten in diesem Konflikt. Mit dem VBV-Beamten, der die verdeckten Ermittlungen gegen ihn leitete, verband ihn eine jahrelange Rivalität.

Zwei Welten prallten hier aufeinander. Die gassenerprobten Fahnder der Sittenpolizei waren stets um ein gutes Einvernehmen mit Prostituierten und Salonbetreibern bemüht. Prostitution ist ein legales Metier in der Schweiz. Die Aufgabe der Sittenpolizei war es, illegale Machenschaften zu verhindern und die Frauen vor Übergriffen zu schützen. Und das war nur möglich, wenn man einen guten Draht zu jenen Milieufiguren hatte, die sich an die Regeln hielten.

Die VBV stand dagegen, ganz im Sinne der rot-grünen Politik, in einem frontalen Kampf gegen die Prostitution, der unter dem Titel «Menschenhandel» ausgefochten wurde. Die VBV-Ermittler, zu einem guten Teil ehemalige Funktionäre der Bundeskriminalpolizei, mieden die Nähe zur Sexszene. Im Grund verachteten sie die Sitte. Denn sie strebten nach Höherem: der Zerschlagung ominöser internationaler Menschenhändler-Syndikate, die gemäss feministischer Lehre Frauen wie Sklavinnen verkaufen.

Leupis Verantwortung

Fahndungschef Peter Rüeegger, von Haus aus Jurist, machte nie einen Hehl aus seiner Abscheu vor dem Rotlichtmilieu. Unter seiner Leitung veranstaltete die Stadtpolizei in den nuller Jahren Zermübnungs- und Vertrei-



Untergebene bespitzelt: Chef-Fahnder Rüeegger.

bungskampagnen gegen legal arbeitende Prostituierte im sogenannten Bermudadreieck («Erlaubt ist, was nicht betört», *Weltwoche* Nr. 37/05). Auch Rüeeggers Raid gegen einen vermeintlichen Menschenhändler in der «Help»-Bar an der Bäckerstrasse («Legenden vom Frauenhandel», *Weltwoche* Nr. 26/08) entpuppte sich als Flop. Der Bordellbetreiber wurde zwar wegen Förderung der Prostitution und Verstössen gegen das Ausländerrecht zu 27 Monaten Gefängnis verurteilt, doch von Sklaverei konnte keine Rede sein.

Auch der grüne Polizeivorsteher Daniel Leupi (2010 bis Juni 2013) war kein Freund des Rotlichtmilieus, das er vom Langstrassenviertel in die sogenannten Verrichtungsboxen am Stadt-

Der vermeintliche Korruptionsring bei der Sitte hatte sich längst in Schall und Rauch aufgelöst.

rand vertreiben wollte. Unter seiner politischen Leitung wurde die Menschenhändler-Abteilung VBV stetig ausgebaut, Anfang 2013 schliesslich aus der Sittenpolizei herausgenommen und zu einer eigenständigen Fachgruppe erhoben. Das war exakt der Zeitpunkt, als die VBV-Ermittler ihr Monsterverfahren gegen ihre ehemaligen Kollegen von der Sitte lostraten.

Mag sein, dass Polizeivorsteher Daniel Leupi nicht alles durchschaute, was in seinem Betrieb gespielt wurde. Auf die Ermittlungen hatte er kaum direkten Einfluss. Doch Stadtrat Leupi trug die politische Verantwortung für eine hanebüchene personelle Konstellation, die entscheidend für den Schlamassel war: Sowohl die Sittenpolizei wie auch die VBV unterstanden Fahndungschef Peter Rüeegger. So

kam es, dass dieser die einen Untergebenen auf die anderen Untergebenen hetzte und diese bis in die Intimsphäre hinein überwachen und bespitzeln liess.

Im Juni 2013 übernahm Stadtrat Richard Wolff (Alternative Liste) zusammen mit dem neuen Kommandanten Daniel Blumer die Leitung der Stadtpolizei. Die «Aktion 90», wie die Ermittlungen gegen die Sittenpolizei intern getauft wurden, lag zu diesem Zeitpunkt bereits in den Händen von Staatsanwalt Manfred Hausherr. Die Neulinge konnten das sich anbahnende Desaster, sofern sie es überhaupt als solches erkannten, nicht mehr stoppen.

Anfang 2015 musste Peter Rüeegger seinen Sessel bei der Stadtpolizei räumen. Die VBV wurde aufgelöst. Ermittlungen gegen Stadtpolizisten werden seither wieder, wie zu alten Zeiten, an die Kantonspolizei delegiert. Der vermeintliche Korruptionsring bei der Sitte hatte sich längst in Schall und Rauch aufgelöst. Doch Staatsanwalt Hausherr dachte nicht daran, das Verfahren zu stoppen. Stattdessen liess er die Handys und Festplatten der Polizisten auf zehn Jahre zurück auswerten auf der Suche nach etwas, was man ihnen anhängen konnte. Es durfte ja nicht sein, dass man den ganzen Aufwand für nichts betrieben hatte. Irgendeiner musste büssen. ○

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
vz.ch/merkblatt-pensionierung

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.



www.vermoegenszentrum.ch



Abstimmungen

Es würde die Ärmsten treffen

Die Konzernverantwortungsinitiative will Unternehmen für im Ausland begangene Verletzungen von Sorgfaltspflichten in der Schweiz haftbar machen. Das klingt gut und gerecht. In der Praxis könnte das Volksbegehren neue Probleme schaffen. *Von Christoph Wild*

Kennen Sie irgendeinen Menschen, der Kinderarbeit, Umweltverschandlung oder unmenschliche Arbeitsbedingungen billigt? Ich kenne keinen. Aber wir wissen alle, dass es solche Missstände leider gibt, namentlich in Entwicklungsländern. Warum also nicht – wie es die von sechzig Hilfswerken und NGOs initiierte Konzernverantwortungsinitiative fordert – die in der Schweiz ansässigen Firmen für mutmasslich im Ausland begangene Frevel haftbar machen, und zwar vor einem Schweizer Richter?

Es wäre schön, wenn es so einfach wäre. Doch wie so oft, wenn die Welt in Schwarz und Weiss eingeteilt wird, bleiben die Zwischentöne ungehört. Vernünftige Argumente, die nicht ins Bild passen, werden ausgeblendet. Fakten bleiben unerwähnt. Eine vielschichtige Debatte um eine hochkomplexe Materie wird auf plakative Parolen reduziert.

Ich teile die Ziele der Initiative betreffend hohe Umwelt- und Sozialstandards. Schon heute bilden sie die Grundlage unseres unternehmerischen Handelns und damit unserer Geschäfte. Nur wird darüber in dieser Debatte nicht gesprochen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Mit der «Better Gold Initiative», zu deren Initiatoren wir gehören, wird der nachhaltige Kleinbergbau in ausgewählten Entwicklungsländern gefördert. Das Projekt läuft in Zusammenarbeit mit dem Staatssekretariat für Wirtschaft der Schweiz seit 2013. Haben Sie je davon gelesen?

Ohne Frage sind die Grenzen des Möglichen noch nicht erreicht. Argor-Heraeus unterstützt Initiativen und entwickelt Branchenstandards im Rahmen seiner Einflussmöglichkeiten kontinuierlich fort. Bei Annahme der Konzernverantwortungsinitiative müssten wir unser direktes Engagement allerdings einstellen. Aus unternehmerischer Sicht würden unsere rechtlichen Risiken im Verhältnis zum Nutzen der Bevölkerung vor Ort in keinem vertretbaren Verhältnis mehr stehen. Wir müssten unabhängige Personen vor Ort haben, die jeden einzelnen Schritt dokumentieren, festhalten und juristisch nachprüfbar machen. Der administrative Aufwand wäre für ein Unternehmen unserer Grösse schlicht nicht zu realisieren.

Die Zusammenarbeit mit Entwicklungsländern abubrechen, löst aber nicht die Probleme. Im Gegenteil: Illegale Strukturen wür-

den weiter gefördert, wichtige Investitionen blieben aus. An die Stelle der Schweizer Unternehmen rückten Unternehmen aus Ländern mit deutlich geringeren Standards. Die rund 100 Millionen Menschen, die weltweit in meist armen Ländern direkt oder indirekt vom Goldabbau leben, wären die Verlierer. Das kann und darf – auch das wird kaum jemand bestreiten – aber nicht unser Ziel sein.

Es sind die drei Prinzipien des Ex-UNO-Sonderbeauftragten John Ruggie zur Verantwortung von Unternehmen für Menschen-



Dialog weiterführen: Goldsucher in Peru.

rechte, die so wichtig sind wie nie zuvor: «Protect, Respect and Remedy» (schützen, respektieren, abhelfen). Demnach ist es Aufgabe des rechtmässigen Staates, die Menschen innerhalb seiner Grenzen vor Menschenrechtsverletzungen zu schützen. Und es ist die Pflicht der Unternehmen, die Menschenrechte zu respektieren. Zudem gilt das Recht auf Wiedergutmachung im Falle nachweislich erlittener Menschenrechtsverletzungen durch wirtschaftliche Akteure.

Schweizer Unternehmen können die rechtlichen Probleme in den betroffenen Ländern nicht lösen. Aber sie können helfen, die je-

weiligen Partner zur Einhaltung von Gesetzen und Richtlinien zu befähigen. Dies erfordert einen stabilen politischen Rahmen in den betreffenden Ländern und eine politische Agenda, in der die Einhaltung von Umwelt- und Sozialstandards eine hohe Priorität hat.

Falscher Vorwurf

Die Konzernverantwortungsinitiative ist dafür aber das falsche Instrument. Sie wird in keinem Fall helfen, soziale und ökologische Probleme im Sinne der Menschen vor Ort zu lösen. Die NGOs ignorieren, dass nachhaltige Problemlösungen nur durch die Zusammenarbeit aller Akteure auf der Basis eines ehrlichen Dialogs gelingen können.

Die Thematik einfach in den Gerichtssaal zu verlagern, ist ein gänzlich falscher Ansatz. Wir brauchen weiterhin das Zusammenspiel von verbindlichem Recht, Branchenstandards und der Eigenverantwortung von Unternehmen. Die Achtung von Menschenrechten und der Umweltschutz müssen in der DNA der Unternehmen unumstösslich verankert sein, also im eigenen Handeln. Dies wird in der Mehrheit der Schweizer Unternehmen bereits gelebt, was von den NGOs jedoch schlicht negiert wird.

Die Initianten unterstellen den Unternehmen, Menschenrechte und Umweltstandards dem Gewinn zu opfern. Dieser implizite und bisweilen auch explizite Vorwurf ist nicht nur böswillig, er ist falsch. Und er führt zu einer faktischen Umkehr der Beweislast: Es gilt die Schuldvermutung! Bis zum Beweis des Gegenteils sind die Unternehmen grundsätzlich als schuldig zu betrachten!

Die Realität ist aber anders. Die regulatorischen Anforderungen der Schweiz an die Edelmetallverarbeitung zählen heute schon zu den strengsten weltweit. Die Konzernverantwortungsinitiative wird die Suche nach konstruktiven Lösungen verhindern und eine Plattform der Konfrontation werden – mit sehr hohen Folgekosten für uns alle. Lasst uns stattdessen den Dialog weiterführen. In der Sache sind wir nämlich eng beieinander.

Christoph Wild ist CEO der Argor-Heraeus SA. Das Schweizer Unternehmen mit Sitz im Tessin ist eine der grössten Edelmetallraffinerien der Welt.



GELESEN

«Bei der Kinderbetreuung ist die Schweiz ein Entwicklungsland»

GELESEN

«Wenn Kinder den Lebenslauf «ruinieren»»

Heilige Patrone

Seit über 500 Jahren bilden junge Schweizer die Schutztruppe des Papstes. Eine Ausstellung zeigt die Geschichte und den Alltag der Gardisten. Sogar ein Papamobil fand den Weg in die Galerie. *Von Peter Keller*

Um 1500 war Italien so etwas wie der Balkan Westeuropas: ein zerstrittenes Gewirr von Staaten und Interessengebieten. Man zankt sich um die reichen Städte der Lombardei. Kaiser und Papst mischen mit, Franzosen, Habsburger, Spanier, Venezianer. Mittendrin die Schweizer. Zehntausende eidgenössische Söldner schlagen sich für fremde Herren die Köpfe blutig. Sie sind auch wenig zimperlich, was wechselnde Allianzen und Loyalitäten angeht.

Und doch ergibt sich in diesem unappetitlichen Durcheinander eine Verbindung, die bis heute anhält: 1506 gründet Papst Julius II. die Schweizergarde. Sie bildet noch 500 Jahre danach die Leibwache des jeweiligen Kirchenoberhauptes. Auch wenn die jungen Männer in ihren Galauniformen mittlerweile vor allem als beliebtes Fotosujet erhalten müssen, hatte Julius II. handfeste Gründe, die Schweizer Söldner an sich zu binden. Im 16. Jahrhundert reichte der römische Kirchenstaat weit über Mittelitalien hinaus bis nach Bologna. Auf Gottes Beistand allein mochten und konnten sich die Päpste nicht verlassen. Für ihre auch territorial geführte Machtpolitik brauchten sie tüchtige Krieger.

Gieriger Haufen

Die blutigste Prüfung der Garde sollte schon bald nach der Gründung erfolgen. 1527 taucht ein gewaltiges Heer deutscher Landsknechte vor Rom auf. Es sind die Truppen Karl V., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches aus dem Hause Habsburg. Der belagerte Papst Clemens VII. hielt es für undenkbar, dass eine christliche Armee es wagen würde, sich an ihm, dem Oberhaupt der Kirche, zu vergreifen. Ein fataler Irrtum. Martin Luther und die antipäpstliche Propaganda der Reformatoren hatten längst ihre Wirkung entfaltet: Der Vatikan galt als korrupter Sündenpfuhl, der Papst als Antichrist. Die Landsknechte werden sich für diese theologischen Kämpfe kaum interessiert haben, ihnen ging es vornehmlich darum, sich im reichen Rom endlich den ausstehenden Sold abgreifen zu können.

Dem gierigen Haufen standen gerade einmal 189 Schweizergardisten gegenüber, die sich im Vorhof der Peterskirche verschanzten. 147 fielen im Kampf. Dem Rest gelang die dramati-

sche Flucht mit Clemens VII. in die Engelsburg. Im Gedenken an dieses Ereignis werden die neuen Rekruten bis heute am 6. Mai feierlich vereidigt: «Ich schwöre, treu, redlich und ehrenhaft zu dienen dem regierenden Papst und seinen rechtmässigen Nachfolgern und mich mit ganzer Kraft für sie einzusetzen, bereit, wenn es erheischt sein sollte, für ihren Schutz selbst mein Leben hinzugeben [...] Ich verspreche überdies dem Herrn Kommandan-

Die blutigste Prüfung der Garde sollte schon bald nach der Gründung erfolgen.

ten und meinen übrigen Vorgesetzten Achtung, Treue und Gehorsam. Ich schwöre es, so wahr mir Gott und unsere heiligen Patrone helfen.»

Die Päpstliche Schweizergarde ist weit mehr als eine nette Dekoration des Papstes bei seinen öffentlichen Auftritten. Sie leistet Personenschutz, bewacht die Eingänge zum Vatikanstaat, begleitet den Heiligen Vater auf seinen Reisen. Dazu durchlaufen die Aspiranten eine Grundausbildung, die Nahkampf-

techniken und den Gebrauch von Schusswaffen einschliesst. Seit 2001 können die Gardisten während ihrer rund dreijährigen Dienstzeit ein eidgenössisch anerkanntes Diplom als Fachmann für Sicherheit und Bewachung (FSB) erwerben. Ein gerngesehenes Eintrittsticket für jedes Polizeikorps der Schweiz.

Neue Kaserne für 55 Millionen Franken

Ab 26. Oktober widmet die Galerie Beyeler in Pratteln BL der Garde eine Ausstellung. Sie zeigt auf 1100 Quadratmetern Auftrag, Ausbildung, Alltag, Kultur und Geschichte der Päpstlichen Garde. Sie präsentiert ungewöhnliche Originalexponate wie Rüstungen, Waffen und einen päpstlichen Talar. Dank den engen Kontakten zur römischen Kurie kann der Stiftungspräsident und Besitzer der Galerie, Hermann Alexander Beyeler, mit einer kleinen Sensation aufwarten: Die Besucher können aus nächster Nähe eines der berühmten Papamobile bestaunen, mit denen die Päpste jeweils bei öffentlichen Auftritten im Schrittempo durch die Menge der Gläubigen kurven.

In der Galerie wird auch ein Brief aus dem Jahr 1667 gezeigt, worin der Kommandant der Schweizergarde um Geld für die Miete neuer Unterkünfte bittet. Die bisherigen Quartiere mussten der Neugestaltung des Petersplatzes mit seinen beiden Kolonnaden weichen. Damit ergibt sich der Bezug zur Gegenwart: Die jetzige Kaserne im Innern des Vatikanstaats ist in schlechtem Zustand. Mit rund 55 Millionen Franken Spendengeldern – die Hälfte aus der Schweiz – soll ein Neubau finanziert werden.

Auf die Frage, warum er diese Ausstellung praktisch im Alleingang stemme, meint Beyeler lakonisch: «Weil es sonst niemand macht.» Politiker und Wirtschaftsführer würden sich zwar gerne mit der Schweizergarde schmücken und deren Wichtigkeit als Botschafterin unseres Landes hervorheben, aber kaum jemand habe dann einen kleinen Beitrag an die Ausstellung leisten wollen. Beyeler sieht sein Engagement als Investition in die Zukunft einer über 500-jährigen Institution. «Damit sich wieder mehr junge Schweizer für den Dienst für den wichtigsten Mann der Welt interessieren.»



Mehr als Dekoration: Schweizergardist bei der Generalaudienz.

www.kunstundkulturregionbasel.ch

Bersets Kreuzzug

Mit harten und weichen Verboten greift der Gesundheitsminister in die Wirtschaft ein. Für die Konsumenten bedeutet das weniger Wahlfreiheit und höhere Preise.

Von Florian Schwab

Die Lebenserwartung eilt von Rekord zu Rekord. Ein heute in der Schweiz geborener Bub darf im Durchschnitt mit einem Erdendasein von 81,7 Jahren rechnen. Bei einem Mädchen sind es 85,4 Jahre. Untersuchungen im Auftrag des Bundesamts für Gesundheit zeigen auch, dass Übergewicht und Fettleibigkeit bei den Sechs- bis Zwölfjährigen seit dem Jahr 2002 deutlich abgenommen haben. Waren vor siebzehn Jahren noch 6,8 Prozent der Kinder fettleibig, so sind es heute nur noch 5,3 Prozent.

Etwas mehr Fettleibige gab es zwar bei den Erwachsenen. Bei den Männern stieg der Prozentsatz von 7,9 auf 12,3 und bei den Frauen von 7,4 auf 10,2. Der Trend bei den mit ungesunder Ernährung verbundenen «Zivilisationskrankheiten» verläuft gleichwohl entweder flach (Bluthochdruck) oder ist gar abnehmend (Herzinfarkte).

Trotz der insgesamt erfreulichen Lage arbeitet das Departement von Bundesrat Alain Berset (SP) auf Hochtouren, um die Bevölkerung zu einer gesünderen Ernährung zu erziehen. Vor allem dem Zuckerkonsum hat Bundesbern den Kampf angesagt. Im Jahr 2015 organisierte das Berset unterstellte Bundesamt für Lebensmittelsicherheit und Veterinärwesen (BLV) die Beteiligung der Schweizer Wirtschaft an der sogenannten Erklärung von Mailand.

Am Anfang stehen freiwillige Programme, dann kommen Steuern und am Schluss Verbote.

Zehn Schweizer Hersteller von Joghurts und Frühstückscerealien verpflichteten sich gegenüber Berset, «die Rezepturen ihrer Produkte zu überprüfen» und den Zuckergehalt «im Verlauf der nächsten Jahre schrittweise zu reduzieren». Bei der Erklärung von Mailand handelt es sich um ein europaweites Programm der European Association for the Study of Obesity, einer von der EU finanzierten Lobby.

Zuckerbrot und Peitsche

Auf dem Papier steht es den Firmen zwar frei, ob sie mitmachen wollen oder nicht. Trotzdem waren auf Antrieb viele grosse Schweizer Hersteller – von Nestlé bis Migros und Coop – mit von der Partie. Ein beteiligter Wirtschaftsmann sagt, dass sein Unternehmen dem Kunden eigentlich lieber die Wahlfreiheit zwischen zuckerreduzierten und traditionellen Produkten liesse. Das gehe aber nicht, weil die



Strahlemann mit freudloser Agenda: Bundesrat Berset an der Olma in St. Gallen.

«Drohkulisse einer Zuckersteuer» im Raum stehe. So richtig freiwillig ist das freiwillige Programm also offenbar nicht. Da erstaunt es nicht, dass Berset im August einen weiteren Sieg vermelden konnte: Anfänglich abseitsstehende Unternehmen wie Aldi, Lidl und Emmi schlossen sich der Neuauflage des Programms an, welche schärfere Reduktionsziele bis 2024 vorsieht.

Dabei sind die bisherigen Erfahrungen nicht gerade ermutigend. Zwar wurde das Ziel, den durchschnittlichen Zuckergehalt zu reduzieren, erreicht. Die Hersteller haben neue Verfahren entwickelt, um mit weniger Zucker auszukommen. Manche Produkte wurden gar aus dem Sortiment genommen. Doch die zuckerreduzierten Joghurts, so bestätigt es der Vertreter eines Detailhändlers,

«laufen einfach nicht». Der Konsument rebelliert gegen seine Bevormundung, indem er auf Erzeugnisse ausweicht, die nicht dem Regime der Mailänder Erklärung unterstehen.

Ungeachtet dieses Fehlschlags – oder gerade deswegen? – zieht das Programm bereits weitere Kreise. Zurzeit bearbeitet das BLV die Hersteller von Erfrischungsgetränken, damit sie ebenfalls mitmachen. Hans-Ulrich Bigler (FDP), Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbands, gibt sich verärgert. Er weist darauf hin, dass der Nationalrat erst im Juni die Einführung einer Zuckersteuer klar abgelehnt habe. «Dass Bundesrat Berset trotzdem unbeirrt weitermacht, finde ich skandalös.»

Ein weiteres Ärgernis aus Sicht von Wirtschaft und Konsumenten ist Bersets Bestreben, den sogenannten Nutri-Score in der Schweiz

einzuführen. Dabei handelt es sich um ein Ampelsystem, welches jedem Lebensmittel eine von fünf Farbstufen zuordnet. Die Ampel reicht von Grün (A) bis Rot (E). Anhand eines standardisierten Verfahrens wird aus neun Nahrungsmiteleigenschaften ein Wert berechnet. Negativ fliesst beispielsweise der Gehalt an Salz und gesättigten Fettsäuren ein, positiv jener an Früchten, Gemüsen und Nüssen.

Lorenz Hirt, Co-Geschäftsführer der Föderation der Schweizerischen Nahrungsmittel-Industrien (Fial) ist skeptisch. «Wir haben grosse Bedenken, was die Aussagekraft betrifft.» Es sei problematisch, die Nährwertqualität von Nahrungsmitteln in einer einzigen Kennzahl zusammenzufassen. Als Beispiel führt Hirt aus, dass sämtliche Käse aufgrund des hohen Fettgehalts zwischen Orange und Rot zu liegen kommen. «Für den Konsumenten sieht es so aus, als ob Käse ein bedenkliches

Mit einer Hand animiert Berset dazu, mehr Käse zu essen, mit der anderen erteilt er dem Käse schlechte Noten.

Lebensmittel sei.» Dabei habe letztes Jahr eine Studie der Bundesämter für Gesundheit beziehungsweise für Lebensmittelsicherheit gezeigt, dass die Schweizer eher zu wenige Milchprodukte zu sich nähmen. Überspitzt gesagt: Mit einer Hand animiert das Berset-Bundesamt dazu, mehr Käse zu essen, und mit der anderen Hand erteilt es dem Käse schlechte Noten. Ein weiteres Beispiel: Apfelsaft ist, trotz hohem Zuckergehalt, laut Nutri-Score gesünder als eine Mischung aus Apfelsaft und Mineralwasser. Laut Hirt «wimmelt es beim diesem Ampelsystem von solchen Zielkonflikten».

Wie bei der Erklärung von Mailand ist auch die Mitwirkung am Nutri-Score offiziell freiwillig. Doch auch hier zieht Berset auf dem Verwaltungsweg etwas durch, mit dem er politisch bislang chancenlos war. Gewerbedirektor Bigler sagt, man habe bei der letzten Revision der Lebensmittelverordnung «die Einführung eines Ampelsystems erfolgreich abgewehrt» – um jetzt festzustellen, dass Bersets Beamte das Instrument unvermindert vorantreiben.

Mit Unbehagen beobachtet Bigler, dass Berset im Zusammenspiel mit einzelnen Grossunternehmen vollendete Tatsachen schafft. Die grossen Hersteller haben einen Vorteil, weil sie von Beginn weg am «runden Tisch» des Gesundheitsministers sitzen. So können sie die Regulierung mit beeinflussen und sich gegenüber kleineren Herstellern einen Vorteil sichern. Für Biglers These spricht: Das erste Unternehmen, das in der Schweiz aufsprang, war die französische Danone. Und der Nutri-Score ist eine Erfindung des französischen Gesundheitsministeriums. Mittlerweile ist auch Nestlé mit von der Partie.

Noch pocht die Schweizer Lebensmittelbranche auf Freiwilligkeit. Patrick Marty, Leiter der Interessengemeinschaft Detailhandel, in der unter anderem Migros und Coop organisiert sind, hält die in der Schweiz bislang übliche Nährwerttabelle für ein «gutes Instrument». Sie erlaube es dem Kunden, eine «informierte Entscheidung» zu treffen. Weitere Massnahmen wie ein Ampelsystem «sollten freiwillig bleiben». Ähnlich sieht es Dagmar Jenni, Geschäftsführerin der Swiss Retail Federation (u.a. Manor, Jelmoli, Aldi und Lidl): «Die Freiwilligkeit ist uns ein grosses Anliegen.»

«Nur eine Frage der Zeit»

Aus der Optik von Gewerbedirektor Hans-Ulrich Bigler sollte sich die Wirtschaft keinen Illusionen hingeben. Die Freiwilligkeit sei

Augenwischerei. «Es ist nur eine Frage der Zeit, bis es verbindlich wird.» In einem ersten Schritt werde der Widerstand der Grossunternehmen durch die Freiwilligkeit gebrochen. Sobald genügend Firmen mitmachten und die politische Grosswetterlage sich ändere, komme dann die harte Regulierung. Diese verteuere die Produkte und vermindere die Wahlfreiheit.

Resigniert tönt es beim Vertreter eines grossen Lebensmittelkonzerns. Bersets Departement habe sich im Kampf gegen die Tabakindustrie das nötige Rüstzeug angeeignet, um missliebige Branchen in die Knie zu zwingen. Am Anfang stehen freiwillige Präventionsprogramme, dann kommen Steuern und am Schluss, wie derzeit beim Tabak, Werbeverbote. Die freudlose Agenda des Gesundheitsministers erreicht bald den Esstisch. ○

myCSS ist Ihr Kundenportal für überall.

Mit unserem Kundenportal myCSS haben Sie stets den Überblick über Ihre Versicherungsdokumente. Und mit der myCSS-App wird Ihr Versicherungsordner gerade mal so gross wie Ihr Smartphone.



Bruno Schmid,
Marktgebietsleiter Mitte

Wir finden, dass das Leben heute kompliziert genug ist. Da braucht es einfache, intuitive und schnelle Lösungen, die Barrieren entfernen und Ordnung schaffen. Wie myCSS, das CSS Kundenportal. css.ch/mycss

Papierkram adieu

myCSS hat viele Vorteile. Einer liegt aber ganz bestimmt darin, dass Sie sich den Gang zum nächsten Briefkasten sparen können, denn mit myCSS reichen Sie Ihre Arztrechnungen ganz einfach online ein. In einem

übersichtlichen Zeitstrahl stellt Ihnen die Plattform danach Ihre Behandlungsgeschichte dar. Hier haben Sie auch jederzeit Zugriff auf Ihre laufenden Policen. Und wenn Sie Fragen zur Leistungsdeckung haben, gewinnen Sie dank dem Leistungs-Check schnell Klarheit – alles an einem Ort.

Auch als myCSS-App nutzbar

Natürlich erhalten Sie alle Funktionen von myCSS auch via die smarte myCSS-App. Dank minimalistischem Design und intuitiver Steuerung fühlen Sie sich schnell zuhause in der App. Neben den Funktionen der Onlineversion können Sie mit dem integrierten Messenger sogar mit CSS-Mitarbeitenden chatten und Fragen klären. Und wenn Sie

myStep nutzen, liefert Ihnen die myCSS-App stets einen Überblick über Ihre geleisteten Schritte.

Wir beraten Sie ganz persönlich

Interessiert Sie unser Gesundheitsangebot? Dann informieren Sie sich gerne auf css.ch. Noch lieber aber beraten wir Sie ganz persönlich bei uns in einer von 100 Agenturen schweizweit.



Exzess einer Weltuntergangssekte oder Aktivisten im Dienste der Allgemeinheit: Protestgruppe Extinction Rebellion.

Rebellen gegen den Rechtsstaat

Klima-Aufstand ist in Mode, ziviler Ungehorsam breitet sich aus.
Wer findet, man dürfe im Namen des Guten rebellieren, begibt sich auf dünnes Eis.

Von Katharina Fontana

Favoritin Greta Thunberg ist beim Friedensnobelpreis dieses Jahr leer ausgegangen. Bei den Anhängern der 16-jährigen schwedischen Klima-Ikone, welche die «Fridays for Future»-Demonstrationen zum globalen Phänomen gemacht hat, stiess der Entscheid des Osloer Komitees auf Unverständnis. Ganz unrecht haben die Greta-Fans nicht. Auch wer das Klimathema kritisch betrachtet, muss anerkennen, dass es dem schwedischen Teenager auf wundersame Weise gelungen ist, eine weltweite politische und gesellschaftliche Bewegung in Gang zu bringen und Millionen Leute und zahlreiche Regierungen hinter sein Anliegen zu scharen. Das ist eine eindruckliche Leistung. Viele rücken die Jugendliche bereits in die Nähe von grossen Widerstandskämpfern und Weltveränderern wie Mahatma Gandhi oder Martin Luther King, die sich mit gewaltlosen Massenbewegungen gegen Unterdrückung und Diskriminierung gestellt haben.

Während Greta das Schulschwänzen zur Widerstandsform erhoben hat und Schüler auf allen Kontinenten ihrem Vorbild begeistert folgen, sind solche Aktionen für andere viel zu harmlos. Die vor einem Jahr in Grossbritannien gegründete Aktivistengruppe Extinction Rebellion (XR), die mittlerweile rund um den Globus auftritt, gibt sich nicht mit derartigen

Kinkerlitzchen zufrieden, sondern greift zu weit größerem Geschütz: So haben Tausende «Umweltrebellern» wiederholt den Verkehr in London lahmgelegt und ihre Störmanöver auf andere grosse Städte wie Berlin, Paris oder Amsterdam ausgedehnt. In der Schweiz ist XR jüngst aufgefallen, als Mitglieder die Limmat giftgrün färbten. Laut der Umweltschutzgruppe, von Kritikern als Weltuntergangssekte bezeichnet, werden Hunderte Millionen Menschen sterben, wenn die Emission von Treibhausgasen nicht bis 2025, also innert fünf Jahren, auf netto null gesenkt werde.

Edler Ungehorsam

Wie genau es zu diesem menschlichen Massensterben kommen wird, können die rabiaten Aktivisten zwar nicht erklären – die von ihnen verbreiteten Horrorszenarien unterscheiden sich denn auch klar von den Einschätzungen des Weltklimarates, der selber auch nicht gerade für Zurückhaltung bekannt ist –, doch mit dem Motto «Aufstand oder Aussterben» sorgen sie jedenfalls für ausreichend Alarmstimmung und Panik. Ihr erklärtes Ziel ist es, die Grossstädte so lange zu blockieren, die öffentliche Ordnung so lange zu behindern und ein normales Leben zu verunmöglichen, bis Regierungen und Wirtschaft einbrechen und es zu ein-

schneidenden Veränderungen kommt. Und es würde einen nicht überraschen, wenn Strassenbarrikaden oder lahmgelegte Flughäfen bald nicht mehr als genügend angesehen und die Klima-Aufständischen zu drastischeren Mitteln greifen würden. Denn schliesslich geht es laut XR um nichts weniger als darum, die endgültige Katastrophe abzuwenden. Als Klimarebell befindet man sich sozusagen im Notwehrmodus, um das Land und den Planeten zu retten. Und da heiligt der Zweck die Mittel – oder nicht?

Inwieweit sich der Einzelne gegen den Staat auflehnen darf, ist eine alte Frage. Schon in der Antike wurde darüber debattiert, wann und mit welchen Mitteln Widerstand zulässig ist und sich der Bürger gegen die Obrigkeit zur Wehr setzen kann. Dabei überwog die Ansicht, dass es ein Recht, ja sogar eine sittliche Pflicht gebe, gegen einen verbrecherischen, gewalttätigen Staat Widerstand zu üben – oder anders gesagt: den Tyrannen zu töten. Heutzutage ist das Recht auf Widerstand, nach den Erfahrungen mit Diktatoren wie Hitler und Stalin, in der westlichen Welt anerkannt; das deutsche Grundgesetz statuiert dieses Recht, nach leidvoller Vergangenheit, sogar ausdrücklich. In der Schweiz spricht die Verfassung nicht explizit von Widerstandsrecht, doch sollten die

Dinge komplett aus dem Ruder laufen und die verfassungsmässige Ordnung ausser Kraft gesetzt werden, wird es, als Ultima Ratio, für zulässig angesehen.

Von solchen Verhältnissen sind wir offenkundig weit entfernt; Tyrannen, die man töten müsste, sind keine in Sicht. Die Klimaprotestler berufen sich richtigerweise denn auch nicht auf das Widerstandsrecht, um ihren Aufstand zu begründen, sondern nehmen für sich in Anspruch, zivilen Ungehorsam leisten zu dürfen, wie dies früher Jugendaktivisten, AKW-Gegner, Globalisierungskritiker oder andere Protestgruppen ebenfalls getan haben. Sie fordern den Staat heraus, indem sie die Gesetze brechen und Sympathisanten ermuntern, es ihnen gleich-

Nun leben wir aber in einem System, in dem jeder seine Stimme einbringen kann.

zutun. Juristisch ist die Sache klar: Die Ungehorsamen begehen Rechtsbrüche und müssen die strafrechtlichen Konsequenzen tragen, da braucht man nicht lange zu diskutieren. Doch wie sieht es moralisch, philosophisch aus? Immerhin berufen sich die Klimarebellen auf höhere Interessen, denen sie sich durch ihr Gewissen verpflichtet fühlen, auf Natur, Umwelt, Artenvielfalt, auf den Fortbestand der Menschheit, die sie allesamt in Gefahr sehen.

In einer Reihe mit Gandhi und King?

Aus dem philosophischen Lager kommt denn auch prominente Hilfe. So stellt etwa der australische Philosoph Peter Singer, der zu den Berühmtesten seiner Gilde zählt, die XR-Aktivistinnen in eine Reihe mit Gandhi, King und den Protestlern, die zur Beendigung des Vietnamkriegs beigetragen haben. In all diesen Fällen werde das Ausweichen auf zivilen Ungehorsam heute als richtig und mutig empfunden. Singer hält das «Versagen» der Regierungen, die Treibhausgasemissionen zu reduzieren, für ebenso schlimm wie die britische Kolonialherrschaft in Indien, die Rassendiskriminierung in den USA oder den Vietnamkrieg. Es sei deshalb richtig, mit zivilem Ungehorsam die Staaten dazu zu bringen, die Klimakatastrophe zu stoppen.

Auch der an der Universität Basel lehrende Philosoph Markus Wild stellt sich hinter Extinction Rebellion und hält deren illegale Störaktionen für moralisch gerechtfertigt. Den Klimarebellen gehe es nicht um egoistische Motive, sondern um das öffentliche Wohl, sagt er. «Ausschlaggebend ist das Argument der Fairness: Wir wollen eine faire Gesellschaft, die unsere Lebensgrundlagen schützt und die kein Trittbrettfahren auf Kosten der Natur und der Umwelt zulässt. Das ist heute nicht der Fall, und daraus lässt sich das Recht, ja geradezu die Pflicht ableiten, für radikale Reformen einzutreten.» Nun leben wir aber in einem System,

das viele Mitwirkungsmöglichkeiten bietet, jeder kann seine Stimme einbringen, rechtmässig Demonstrationen abhalten, mit Volksrechten aktiv werden. Den Einwand, dass der zivile Ungehorsam in einem Staat wie dem unsrigen keinen Platz habe, weil man ja auf legale Art und Weise politischen Druck aufsetzen könne, lässt Wild indes nicht gelten. Ziviler Ungehorsam stehe im Herzen von Demokratie und Rechtsstaat: «Gerade in einem demokratischen Rechtsstaat gibt es guten Grund, ungerichte Zustände nicht hinzunehmen, sondern diesen mit Ungehorsam, der auch gegen geltendes Recht verstossen kann, zu begegnen.»

Klimaschützer und Abtreibungsgegner

Das kann man für eine mutige Auffassung halten, die für Philosophen stimmen mag. Allein: Die Frage, was als ein Unrecht empfunden wird, das zum Ungehorsam gegenüber dem Staat berechtigen soll, ist stets auch subjektiv geprägt. Wenn der eigene moralische Massstab, das eigene Gewissen entscheidet, ob man sich an Gesetze halten will oder nicht, ist letztlich alles erlaubt. Dann tun sich für den Ungehorsam noch ganz andere Felder auf. Zum Beispiel, wenn es um den Schutz des menschlichen Lebens geht, auf den sich nicht nur die Klimaschützer, sondern etwa auch überzeugte Abtreibungsgegner berufen. Egal, wie man zum Abtreibungsrecht steht: Dass bei einem Schwangerschaftsabbruch menschliches Leben vernichtet wird, wird niemand bestreiten, und für gewisse Leute stellt die Tötung von Embryonen ein grenzenloses Unrecht dar. Ist es dann moralisch ebenfalls in Ordnung und eine edle Aktion, schwangeren Frauen den Zugang zu Kliniken zu versperren oder die Namen von dort tätigen Ärzten zu veröffentlichen? Man kann sich auch anderes vorstellen. Warum nicht mit einem öffentlichen Aufruf die Steuern verweigern, weil man den Umgang mit Tieren für ethisch inakzeptabel hält und ein Zeichen gegen Massentierhaltung oder Tierversuche setzen will? Oder wie steht es mit jenen Bürgern, die den Missbrauch des Asylrechts als ernsthafte Gefahr für das öffentliche Wohl ansehen und überzeugt sind, es brauche Sitzblockaden gegen Flüchtlinge oder andere Proteste? Wären sie ebenfalls als gute Rechtsbrecher anzusehen, weil sie aus moralischen Gründen handeln?

Kurz: Auch wer sich um das Klima sorgt, sollte gegenüber den selbsternannten «Rebellen» kritisch bleiben und deren Rechtsbrüche nicht veredeln. Ansonsten ist der Weg zu Selbsthilfe und Auswüchsen aller Art nicht mehr weit. In London übrigens scheint Extinction Rebellion den Bogen mittlerweile überspannt zu haben. So kam es dieser Tage zu wüsten Szenen, als XR-Aktivistinnen den morgendlichen Verkehr zu stören versuchten und auf die Dächer von U-Bahn-Zügen kletterten. Sie wurden von erbosten Pendlern mit Schimpf und Schande davongejagt. ○



Die Bibel

Unnütze Knechte

Von Peter Ruch

So sollt auch ihr, wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen war, sagen: Wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren (Lukas 17,10). Ich hätte Hemmungen, einen Untergebenen, der etwas versäumt hat, unnützlich zu nennen. Geschweige denn einen, der alles getan hat. Die Übersetzer der neuen Zürcher Bibel dachten das auch und liessen das Wort «unnützlich» weg. Das ist eine Textfälschung. Ausserdem nennt ja Jesus seine Jünger nicht unnützlich, sondern ruft sie auf, sich selbst so zu nennen. Was aber soll das?

Der moderne Umgang ist darauf angelegt, dass wir einander durch Lob und Komplimente motivieren. In der Erziehung kann das bis zur Überdosis gehen. An Veranstaltungen häufen sich Standing Ovationen, wo ein herzlicher Applaus genügen würde. Wirtschaftskapitäne scheinen manchmal auf mediale Komplimente hinzuarbeiten. Verhaltensökonomische Studien haben allerdings nachgewiesen, dass Konzernchefs, die von den Medien gelobt wurden, in den Folgejahren schlechtere Ergebnisse abliefern. Die Sozialdemokraten, von europaweit 90 Prozent (bei der NZZ nur 75 Prozent) linken Journalisten belobigt und gehätschelt, sind weithin pflegebedürftig geworden. Scheinbar gibt es einen engen Zusammenhang zwischen Selbstgefälligkeit und Misserfolg. *Hochmut kommt vor dem Fall (Sprüche 16, 18).*

Auch das Gegenteil ist offensichtlich. Die Medien dürfen heuer stolz auf vierzig Jahre Blocher-Beschimpfung zurückblicken. «Unnützlich» gehörte noch zu den mildesten Vorwürfen. Aber seltsam: Der Verfemte wurde immer erfolgreicher – als Unternehmer, Familienvater, Politiker, Kunstsammler, Kulturförderer, Referent, Publizist. Er ist nicht das einzige Beispiel dafür, dass Demütigungen, obwohl sie weh tun, via Demut zu einem klaren Urteil und zum Erfolg führen können. Das ist übrigens das Erfolgsgeheimnis der Puritaner. Deshalb: Lassen auch Sie mal Ihre Glanzstücke beiseite und betrachten Sie sich als unnützlich. Das tut weh und stärkt Ihr Gespür für das Wesentliche. Sie werden sich selbst und Gott besser kennenlernen.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.

Gute Aussichten

Die Schweiz gewinnt mit raschem Aufbau der neuen Mobilfunktechnologie 5G Wettbewerbsvorteile. Eine politische Blockade käme das Land teuer zu stehen. Probleme mit Strahlung und Antennen werden sich durch die Technik von selber lösen. *Von Beat Gygi*

Kann man der neuen Mobilfunkgeneration 5G trauen? Die Arbeitsgruppe «Mobilfunk und Strahlung» des Bundesamts für Umwelt ist mit der Publikation ihrer Befunde im Rückstand. Ursprünglich sollte das 2018 von Bundesrätin Doris Leuthard eingesetzte Gremium bis im vergangenen Frühling Grundlagen zur Revision der Strahlenschutzverordnung liefern und dann bis Mitte 2019 einen Bericht über die «Bedürfnisse und Risiken des zukünftigen Mobilfunks erstellen und dabei Optionen erarbeiten und Empfehlungen abgeben». Nach jetzigem Stand soll die Publikation bis Ende Jahr erfolgen.

Nach den eidgenössischen Wahlen wird es nun so sein, dass der Bericht in eine von der grünen Welle überspülte politische Umgebung gelangen wird und dass Argumente gegen die neue Mobilfunkgeneration 5G militanter vorgebracht werden als bisher. In den Kantonen Genf, Waadt und Jura gibt es Ansätze für ein Moratorium beim Bau von 5G-Antennen, und für die Volksinitiative «Für einen gesundheitsverträglichen und stromsparenden Mobilfunk», die 5G massiv einschränken will, beginnt die Unterschriftensammlung.

Schon nur das Einsetzen einer Bundes-Arbeitsgruppe mit dem Titel «Mobilfunk und Strahlung» hat ein verbreitetes Klischee in der Wahrnehmung von 5G gefestigt: die Ansicht nämlich, die wichtigsten Fragen zur neuen Mobilfunktechnologie würden mit der Strahlenbelastung durch Antennen und Geräte zusammenhängen.

Grosses Missverständnis

Die 5G-Technologie ist zum grossen Thema geworden, seit die drei Telekommunikationsunternehmen Swisscom, Sunrise und Salt im vergangenen Februar Frequenzen dafür gekauft haben, Swisscom und Sunrise nun am Aufbauen der neuen Infrastruktur sind und auch erste Handys, Netze und Anwendungen verfügbar sind. «Das ist gefährlich, die muss man bremsen», tönte es sogleich. In Debatten über Grenzwerte für Strahlung und Antennenleistung, über Frequenzen oder Wirkungen auf die Gesundheit hat sich eine Art Bedenkenträgerfront gebildet, die den Übergang vom heutigen 4G-Standard auf 5G stärker regulieren will.

Aus der Sicht von Jürg Leuthold, Professor für Photonik und Kommunikation an der ETH Zürich, gibt es mit Blick auf 5G vielerorts gravierende Unkenntnis über die Technik und



Selbstfahrende Autos und Roboter: 5G-Antenne.

die Verhältnisse und auch ein grosses Missverständnis. «5G ist für die Telekommunikation zuallererst einmal eine Revolution auf der Software-Ebene, das hat nichts zu tun mit den Themen, die jetzt diskutiert werden», sagt er. Er erklärt, dass die Software so erneuert wurde, dass sie viel zuverlässiger und effizienter arbeite als in der heutigen Mobilkommunikation. Als Normalverbraucher werde man das etwa an viel schnelleren, besseren und zuverlässigeren Verbindungen merken.

Aber die Innovationen gehen viel tiefer. «Heute, mit der 4G-Technologie, ist der Handy-Akku am Abend meistens leer, weil das Gerät dauernd Sendekontakte sucht und Verbindung aufnimmt», meint Leuthold, «aber mit 5G wurde das Softwareprotokoll so geändert, dass nur bei Bedarf eine Verbindung hergestellt wird und die Batterie so durchaus ein Jahr lang halten kann.» Im Gesundheitswesen etwa ist so etwas von Bedeutung, wenn man zu betreuenden Personen ein Gerät zum Lokalisieren ihrer Position mitgeben kann.

Der effizientere Umgang mit Energie zieht sich durch eine ganze Kette von Vorgängen bei den Handys, bei den Antennen, den Netzen

und Anwendungen. Alles in allem bedeutet das laut Leuthold: «Wir brauchen mit der neuen Technologie viel weniger Energie, um ein Bit zum Empfänger zu schicken, als bisher, ja im Vergleich mit früheren Stufen je nach Art der Umsetzung sogar nur noch einen Bruchteil.» Bildlich kann man den Fortschritt durch 5G vielleicht so ausdrücken, dass ein Auto, das bisher zehn Liter Benzin auf hundert Kilometer brauchte, neu mit einem Liter auskommt.

Aus praktischer Sicht verspricht man sich von der neuen Technologiestufe folgende Vorteile:

1 — Hohe Übertragungsgeschwindigkeiten. Mit 5G lassen sich bis zu hundertmal mehr Daten pro Sekunde drahtlos übertragen als heute mit 4G, was bei der Digitalisierung von Fabriken, Unternehmen, Verwaltungen oder Städten dienen kann.

2 — Kurze Reaktionszeit. Ein Hin und Her in der Kommunikation (Latenzzeit) dauert weniger als 1 Millisekunde, verglichen mit etwa 40 Millisekunden bei 4G. Damit kann 5G da eingesetzt werden, wo Reaktionen in Echtzeit nötig sind, etwa bei selbstfahrenden Autos oder Robotern.

3 — Mehr Geräte gleichzeitig: Es können etwa hundertmal mehr Endgeräte gleichzeitig angeschlossen werden, was beim Verbinden von Gegenständen (Internet der Dinge) sehr dichte Netze ermöglicht. Anders als unter alten Standards müssen die Geräte nämlich nicht mehr konstant mit der Antenne kommunizieren.

Dies tönt verheissungsvoll, aber brauchen wir das so dringend, dass eine Verzögerung des Netzausbaus für die Schweiz ein teures Versäumnis wäre? «Bei jeder neuen Basistechnologie wissen wir nie im Voraus, welches die erfolgreichen Anwendungen sein werden», meint Felix Kamer, Vizechef von Huawei Schweiz. Nach seiner Einschätzung wird sich aber rasch ein Markt für neue Anwendungen entwickeln, wenn die Netze erstellt und die Endgeräte verfügbar sind; und da sei es wichtig, dass die Schweiz ganz vorne dabei ist. Der chinesische Huawei-Konzern zählt zu den führenden Ausrüstern für die 5G-Technologie und ist Lieferant von Sunrise, während die Swisscom ihre 5G-Ausrüstung von der schwedischen Ericsson bezieht. Die beiden Telekomfirmen befinden sich in einer Art Rennen beim Besetzen der Märkte.

Man kann sogar bei der Urproduktion beginnen: Von Hand jäten ist mühsam und gibt Rückenschmerzen. Mit Traktor und Bodenbearbeitungsgerät erwischt man das Unkraut nicht, also bleibt in der modernen Landwirtschaft eigentlich nur die chemische Bekämpfung mit dem Spritzen von Herbiziden, wenn man hohe Erträge erzielen will. Huawei hat zusammen mit Sunrise und der landwirtschaftlichen Forschungsinstitution Agroscope in Tänikon ein Projekt gestartet, um Jät-Roboter zu entwickeln, die grob gesagt etwa dasselbe tun, was die Menschen früher in mühsamer Handarbeit gemacht haben. Die Maschine fährt über das Feld, alle Pflanzen werden optisch er-

fasst, geprüft und daraufhin beurteilt, ob sie als Unkraut einzustufen sind oder nicht. Wenn ja, wird eine Herbizidgabe, eine Flamme oder Heisswasser auf sie gerichtet. Ausreissen kommt vielleicht später dazu. Ohne sehr schnelle Datenübertragungen und eine Software, die der Maschine praktisch im Augenblick des Erkennens befiehlt, ob sie die Pflanze schonen oder killen soll, sind solche Nachahmungen menschlicher Handarbeit undenkbar.

Sicher, die Landwirtschaft macht nur einen kleinen Teil der Volkswirtschaft aus, viel gewichtiger sind die Gebiete Gesundheit, Industrie, Energie und Unterhaltung. Der Jät-

«Wir brauchen mit der neuen Technologie viel weniger Energie als bisher.»

Roboter führt aber Pikantes vor Augen: 5G hilft Pestizide reduzieren und damit das Grundwasser schonen, da müssten doch auch Umweltschützer dafür sein.

Aber wie ist es denn mit den Bedenken zur Funkstrahlung, soll man die nicht ernst nehmen? Doch, und genau deshalb sollte man auch die technischen Zusammenhänge ernst nehmen. Klar, auf den ersten Blick scheint sich in der Funkwellen-Landschaft wenig zu ändern. Die neuzugeteilten Mobilfunk-Frequenzen stammen zum Teil aus Wellenlängen-Abschnitten, die vorher vom Fernsehen belegt waren und dann frei wurden. Hinzu kamen Fenster in höheren Frequenzen, bei denen die Nutzung international koordiniert ist. Antennen können 4G und 5G gleichzeitig bedienen, aber mehr Sendestationen werden doch nötig sein – steigt die Strahlenbelastung also? Haben die Antennengegner, die zurzeit etwa jedes dritte Projekt mit Einsprachen blockieren, recht?

Sie blenden aus, dass die Effizienzsteigerung durch die neue Technologie auch die Antennen und die notwendigen Sendeleistungen betrifft. Bei 5G streuen die sogenannten adaptiven Antennen die Emissionen nicht mehr so breit in die Gegend hinaus, wie dies bisher der Fall ist, der Strahl wird enger zum Empfänger gesteuert. Statt dass die Wellen im Winkel von 120 Grad gestreut werden, sind es noch rund 10 Grad.

Im Stil eines Bleistifts

Auch in dieser Hinsicht trifft der Vergleich mit dem Benzinverbrauch des Autos die Sache nicht schlecht. «Wenn Sie mit 4G eine Sendeleistung von 2 Kilowatt benötigen, kommen Sie bei 5G mit 200 Watt aus», sagt Leuthold, «da wird viel weniger Strahlungsenergie hinausgeschickt als bisher.» Auch wer in Strahlungsfragen ängstlich sei, müsste den Technologieschritt eigentlich begrüssen. Und auch weitere Schritte, denn genau in diese Richtung werde die Forschung – Leutholds Fachgebiet reicht bereits ein bis zwei Generationen über 5G hinaus – vorangetrieben: mit möglichst geringer Energie eine gezielte Emission tätigen, um Daten von A nach B zu senden, exakt gerichtet mit möglichst schmalen Strahl im Stil eines Bleistifts und nur aktiv, wenn nötig.

Wie teuer käme denn ein Aufhalten von 5G? Der schweizerische Telekommunikationsverband Asut hat im Februar in einer Studie dargelegt, dass man pro Jahr Verzögerung mit einer Reduktion der Wertschöpfung von gut 3 Milliarden Franken rechnen müsse. Dieser Tage hat der Verein «Schutz vor Strahlung» beim Bundesamt für Umwelt eine Petition mit knapp 40 000 Unterschriften eingereicht mit der Forderung, 5G in der Schweiz zu stoppen. Und wie lautet der Slogan des Vereins? «Digitalisierung ja, Funkbelastung nein» – das würde doch eigentlich heissen: so schnell wie möglich auf die schonendere Technologie umstellen. ○



JEDEN MONAT NEUE
TRÜFFELGESCHICHTEN
ZU PUBLIZIEREN,
MACHT NICHT
SCHLANK, SONDERN
CA. 140 SEITEN DICK.

Die spannendsten Seiten der Wirtschaft.

Hier für
Newsletter
anmelden:





Das Ergebnis zählt: Brautpaar Nadal-Perelló.



Stilheld von Manacor

Von Mark van Huissing

«Heirat macht mündig» lautet ein Rechtssatz in der Schweiz. Was bedeutet, dass minderjährige Personen durch Eheschliessung vor dem Gesetz vorzeitig für handlungsfähig erklärt werden. Im Fall von Rafael Nadal, 33, könnte man sagen: «Heirat macht stilvoll.» Seit verganginem Samstag ist er verheiratet mit Xisca, 31, einer Mallorquinerin, die seit vierzehn Jahren seine Freundin ist. Und natürlich weiss man nicht, ob er selbst verantwortlich war für seine Garderobe. Oder ob es sich um einen Fall von «cherchez la femme» handelt. Respektive professionelle Hilfe in Anspruch genommen wurde.

Die wahrscheinlichste Antwort: ein bisschen von allem. Doch letztlich sind die Hintergründe nicht matchentscheidend. Beim Aussehen ist es wie bei einem Wettkampf – nur das Ergebnis zählt.

Und dieses ist ein erfreuliches. Aus dem stilmässig lange Zeit herausgeforderten «Stier von Manacor» – übergrosse Tennishosen, zu bunte Oberteile, unmodische Bandana – mit Monster-Vorderlauf, pardon: -Oberarm ist ein Dress- oder sogar Gentleman geworden, so sieht's aus. Auf dem Bild trägt er einen Cutaway, den grossen Gesellschaftsanzug des Tages. Wir nehmen an, dass er diesen am Abend gegen einen Frack tauschte – und somit alles richtig machte. Was nicht einfach ist. Denn *to pull it off*, also im festlichsten Morgenanzug nicht verkleidet auszusehen und/oder an ein niedriges Mitglied der britischen Königsfamilie unterwegs ans Rennen von Ascot zu erinnern, muss einem erst mal gelingen.

Erschwerend kommt bei Nadal hinzu, dass er auch bei Auftritten neben dem Tenniscourt an seinem Rivalen ebendort gemessen wird – und wenn's um den Look geht, ist das Gentleman-Wunder Roger Federer so schwer zu schlagen wie auf dem Rasenplatz.

Als Tennisprofi hat Nadal Ausdauer bewiesen – immerhin sagten ihm Ärzte, nachdem er sich verletzt hatte, er werde voraussichtlich nie wieder professionelles Tennis spielen können. Das war im Jahr 2005, als er 19 war; seither stand er 196 Wochen an der Spitze der Weltrangliste.

Ob sein Stil-Upgrade ähnlich nachhaltig sein wird? Zu Zweifeln zu neigen, ist nicht wohlmeinend, aber verständlich: «Ich freue mich darauf, wieder mehr Zeit auf Mallorca zu verbringen, ich bade gerne im Meer, ich liebe es, mit dem Boot rauszufahren, ich angle gerne ... Ich mag es ruhig», sagte er, als ich fragte, was er nach seiner Athleten-Laufbahn vorhabe. Das sind nette Pläne. Wenn auch keine, für die man einen festlichen Morgenanzug braucht. Oder sonst einen Dresscode.

Ursprung des westlichen Denkens

Wissenschaft, Politik und Kunst nabeln sich vom Glauben ab. Dabei hat nichts das Abendland so stark geformt wie das Christentum. Eine Reise nach Golgatha, wo das Leben Jesu am Kreuz erlosch – und unsere westliche Moralvorstellung geboren wurde. *Von Tom Holland*

In der heutigen Zeit, in der Macht und Einfluss des Westens schwinden, müssen europäische und amerikanische Liberale das Scheitern ihrer Illusionen erleben. Was sie als universale Werte zu propagieren bemüht waren, hat sich vielfach als Irrtum erwiesen. Versuche, die spezifischen Annahmen des modernen Westens ausschliesslich als Früchte seiner spezifischen Kultur zu präsentieren, kommen ausgesprochen fadenscheinig daher.

Der World Humanist Congress 2002 in Amsterdam bekräftigte «den Wert, die Würde und die Autonomie des Individuums und das Recht jedes Menschen auf grösstmögliche Freiheit, die mit den Rechten anderer kompatibel ist». Damit wurde ein Dogma bekräftigt, nicht eine wissenschaftliche Tatsache. Es war, trotz anderslautenden Versicherungen der Humanisten, kaum weniger ein Mythos als die biblische Geschichte, laut der Gott den Menschen nach seinem eigenen Bild geschaffen hat.

Am Anfang war die Folter

Die Wissenschaft bietet den Moralisten nicht die Wahrheit, sondern einen Spiegel. Rassisten identifizieren sich mit rassistischen Werten, Liberale mit liberalen Werten. Das Grunddogma des Humanismus – «dass Moral dem menschlichen Wesen innewohnt und auf Verständnis und Sorge für andere basiert» – wird von der Wissenschaft ebenso wenig gestützt wie das Dogma der Nazis, nach dem alles «unwerte Leben» zu vernichten sei.

Der Ursprung humanistischer Werte liegt nicht in der Vernunft, nicht in evidenzbasiertem Denken, sondern in der Vergangenheit und vor allem in der Erzählung, wie sich ein religiöser Kult, ausgehend von der Hinrichtung eines obskuren Verbrechers in einem längst untergegangenen Imperium, gemäss dem grossen jüdischen Gelehrten Daniel Boyarin zur «mäch-



Leid als Stärke: Caravaggios «Kreuzigung des heiligen Petrus».

tigsten kulturellen Hegemonialordnung in der Weltgeschichte» entwickelt hat.

Im Zentrum dieses Narrativs steht eine Erzählung von Folter. Nach Ansicht römischer Intellektueller war die Kreuzigung eine vor allem für Sklaven geeignete Strafe. Nackt aufgehängt zu werden, sich der gierigen Vögel nicht mehr erwehren zu können, in einem «langen Todeskampf», «mit ekelhaften Geschwüren auf Schultern und Brust» (wie der Philosoph Seneca schrieb) – das war das schlimmstmögliche Schicksal.

Doch in dem öffentlichen Spektakel verbarg sich ein Paradox. Der faulige Gestank der Hingerichteten war so übel, dass viele Zuschauer sich schon schmutzig fühlten, wenn sie das

Geschehen verfolgten. Natürlich machte sich kaum jemand Gedanken darüber. Allein auf die Ordnung kam es an, die göttliche Ordnung, aufrechterhalten von Richtern, die mit der ganzen Autorität der grössten Macht auf Erden ausgestattet waren – und nicht auf die Vernichtung von Ungeziefer, das diese Ordnung vermeintlich in Frage stellte. Manche Tode waren so widerlich, so abscheulich, dass man am besten einen Schleier darüberbreitete. Überraschend ist daher nicht so sehr, dass sich in der antiken Literatur nur wenige Beschreibungen finden, wie es bei einer Kreuzigung tatsächlich zugeht, sondern dass es überhaupt welche gibt. Vier detaillierte Berichte sind aus der Antike überliefert, in denen der Prozess geschildert wird, der damit endet, dass jemand zum Tod am Kreuz verurteilt und die Strafe dann vollstreckt wird.

Diese Berichte finden sich natürlich im Neuen Testament. Es gibt keinen Grund, ihre wesentlichen Elemente anzuzweifeln. Selbst die allerskeptischsten Historiker neigen dazu, sie zu akzeptieren. In den Worten eines ihrer bedeutendsten Vertreter, Geza Vermes, ist «der Kreuzestod des

Jesus von Nazareth eine feststehende Tatsache, und man kann wohl sagen, die einzige feststehende Tatsache über ihn».

Muskulös wie ein antiker Gott

Insgesamt umstrittener sind natürlich die Berichte über die anschliessenden Geschehnisse. Dass Frauen, die zum Grab gingen, sahen, dass der Stein vom Eingang des Grabes entfernt worden war. Dass Jesus in den nächsten vierzig Tagen seinen Jüngern erschien – aber nicht als Geist oder wiederbelebter Körper, sondern auferstanden in einer neuen, lichtstrahlenden Gestalt. Dass er gen Himmel fuhr und wiederkehren würde. Mit der Zeit wurde er nicht nur als Mensch, sondern als Gott verehrt. Indem er

das denkbar qualvollste Schicksal auf sich nahm, hatte er den Tod besiegt. «Darum hat ihn auch Gott erhöht und hat ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist, dass in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind [...]»

Für die meisten Menschen in der römischen Welt lag die absolute Ungewöhnlichkeit dieser Erzählung nicht in der Vorstellung, dass ein Sterblicher ein Gott werden konnte. Die Grenze zwischen dem Himmlischen und dem Irdischen galt weithin als durchlässig. Göttlichkeit war jedoch den Allergrössten vorbehalten – Siegern, Helden, Königen. Entscheidend war die Macht, seine Feinde foltern zu können, nicht selbst Folter erleiden zu müssen.

Selbst die frühen Christen schreckten vermutlich davor zurück, den Umständen von Jesu Tod klar ins Gesicht zu sehen. Die Konnotationen von «Kreuzigung» waren ihnen bekannt. Paulus, der erfolgreichste und einflussreichste der frühen Missionare, bezeichnete die Hinrichtung Christi als «Skandal». Ihr Schrecken wirkte noch lange fort. Erst Jahrhunderte nach dem Tod Jesu wurde seine Kreuzigung ein akzeptables Thema für Künstler. Um das Jahr 400 wurde das Kreuz nicht mehr als Schande betrachtet. Die Kreuzigung, von Konstantin, dem ersten christlichen Kaiser, als Strafe verboten, galt den Römern als Zeichen des Triumphs über Sünde und Tod. Ein Künstler, der die Szene in Elfenbein schnitt, mochte Jesus mit dem knappen Lendentuch eines Athleten darstellen. Er präsentierte ihn keineswegs gebrochen, sondern muskulös wie einen antiken Gott.

Mitleid und Furcht

Wir sind Erben einer späteren, verstörenderen Art der Darstellung von Christi Kreuzigung. Der Jesus, der von mittelalterlichen Malern oder Bildhauern dargestellt wurde – schmerzverzerrt, blutend, sterbend –, war ein Folteropfer, das seine damaligen Scharfrichter wiedererkannt hätten. Die Reaktion auf das Spektakel war aber weit entfernt von der Abscheu und der Verachtung, die in der antiken Welt typisch gewesen waren. Mittelalterliche Christen, die eine Darstellung des Gekreuzigten betrachteten, die durch Sehnen und Füße geschlagenen Nägel, die Arme, so gnadenlos gestreckt, dass sie wie ausgekugelt schienen, den Kopf mit der Dornenkrone, der ihm auf die Brust gesunken war, empfanden keine Verachtung, sondern Mitleid, Anteilnahme und Furcht. Dass der Sohn Gottes, von einer Frau geboren und zum Tod eines Sklaven verurteilt, unerkannt von seinen Richtern gestorben war – das war eine Überlegung, die selbst dem mächtigsten Herrscher zu denken geben sollte. Im Bewusstsein der mittelalterlichen Christen musste sie einen Verdacht von grosser Tragweite auslösen: dass Gott den Schwachen näher war als den Mächtigen, den Armen näher als

den Reichen. Jeder Bettler, jeder Verbrecher konnte Christus sein. «Die Letzten werden die Ersten sein, und die Ersten werden die Letzten sein.»

Kreuz als Instrument imperialer Macht

Das Christentum hat der Welt eine tiefe Wahrheit offenbart: dass aus Leid Stärke erwachsen kann. Niemand in der modernen Geschichte hat das deutlicher gesehen als der brillianteste und schärfste Kritiker der christlichen Religion. Nietzsche schrieb vom «Mitleid mit den Niederen und Leidenden», das «Massstab für die Höhe der Seele» sei.

Die Gipfel der westlichen Kultur mögen heute von Leuten bevölkert sein, die das Christentum als Aberglaube abtun – ihre Annahmen und Gefühle sind gleichwohl christlich. Sollte Gott tatsächlich tot sein, dann flackert sein Schatten, gewaltig und furchteinflössend, noch immer, auch wenn sein Leib erkaltet ist.

Dem auferstandenen Christus kann man sich nicht einfach entziehen, indem man sich weigert, an ihn zu glauben. Dass die Verfolgten und Benachteiligten Forderungen an die Privilegierten haben (was heutzutage im Westen weithin als Fakt angenommen wird), ist keineswegs eine selbstevidente Wahrheit. Ächtungen des Christentums als patriarchal oder repressiv oder hegemonial gründen auf Werten, die selbst ausgesprochen christlich sind.

Die Vertrautheit mit der christlichen Erzählung hat uns unempfindlich gemacht für das, was Paulus und Nietzsche, jeder auf seine Weise, instinktiv darin erkannt haben – den Skandal. Das Kreuz, dieses alte Instrument imperialer Macht, bleibt, was es immer gewesen ist: Symbol einer tiefgreifenden Transfiguration in den menschlichen Angelegenheiten. «Was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, damit er zuschanden mache, was stark ist.» Es ist diese Kühnheit, in einem schmerzverzerrten und bezwungenen Körper die Herrlichkeit des Schöpfers zu sehen, die zuverlässiger als alles andere die ganze Eigentümlichkeit des Christentums erklärt und der Zivilisation, die aus ihm hervorgegangen ist.

Tom Holland, 51, ist britischer Bestseller-Autor und Populärhistoriker. Seine Schlüsselthemen wurzeln in der klassischen und mittelalterlichen Geschichte sowie im frühen Islam und lösen immer wieder Debatten aus. Mit der BBC produzierte Holland mehrere historische Fernsehdokumentationen. Ausserdem ist er Moderator der Radioserie «Making History».



Aus Englischen von Matthias Fienbork
Tom Holland: Dominion – The Making of the Western Mind. Little, Brown and Company. 624 S., Fr. 46.90

Nachruf



Stachel im Fleisch: Erhard Eppler.

Erhard Eppler (1926–2019) — Manchen Menschen sagt man nach, dass sie ihrer Zeit voraus seien. Erhard Eppler war ein Politiker, dem jetzt bescheinigt wird, visionär die Zukunft vorhergesehen zu haben: eine Welt, die links, friedlich und vor allem ökologisch im Einklang mit der Natur ist. Die *Süddeutsche Zeitung* ernannte ihn gar zum «Urgrossvater von Greta Thunberg».

Tatsächlich war der Sozialdemokrat, der 1956 in die SPD eintrat und später von Willy Brandt gefördert wurde, sein Leben lang ein Stachel im Fleisch seiner Partei. Stets war er ein Vertreter des linken Flügels. Sein erster und einziger Kabinettsposten war auf ihn zugeschnitten: Als Entwicklungshilfeminister im Kabinett Brandt trat er für eine Umverteilung vom reichen Norden in den armen Süden ein. Eine Politik, die sich inzwischen als verfehlt und sogar als kontraproduktiv herausgestellt hat.

Nur sieben Wochen nachdem Helmut Schmidt Brandt als Kanzler abgelöst hatte, kam es zum Bruch. Eppler trat zurück. Fortan blieben er und Schmidt sich spinnefeind: hier der protestantisch-schwäbische Visionär, dort der protestantisch-hanseatische Pragmatiker. Eppler kämpfte gegen die Nachrüstung, war gegen die Atomkraft und ein früher Anhänger grüner Politik. Doch die Sozialdemokraten waren nie wirklich links, pazifistisch und grün.

Eine Triebfeder seines Denkens und Wirkens war sein schwäbisch geprägter, mitunter fast fundamentalistischer protestantischer Glaube. Der für sein Mundwerk gefürchtete SPD-Fraktionschef Herbert Wehner nannte ihn deshalb einen «Pietcong». Alles deutet darauf hin, dass Eppler seinen Übernamen mit Stolz trug. *Wolfgang Koydl*

Ein Gigant, noch gigantischer als vermutet

Microsoft-Gründer Bill Gates revolutionierte die Computer-Industrie und wurde zum reichsten Mann der Welt. Ein neuer Dokumentarfilm auf Netflix zeigt weitere Wundertaten des Innovators, etwa die Neuerfindung der Kernenergie als Strategie gegen den Klimawandel. *Von René Lüchinger*

Bill Gates war noch keine dreissig, seine Firma Microsoft noch keine zehn Jahre alt, als er erstmals das *Time*-Cover zierte. 1995 wieder: als «Master of the Universe». Ebenfalls 2005: nun, zusammen mit seiner Frau Melinda, als «Persons of the Year» – die höchste publizistische Auszeichnung des US-Nachrichtenmagazins. In dieser Zeitspanne hat er seine Firma zum weltumspannenden Softwarehersteller, sich selber zum Reichsten auf der Erde hochgestemmt. Heute gibt es mindestens ein Dutzend Bücher, im Netz eine Viertelmilliarde Einträge über ihn. Was kann es noch geben, was die Welt über Bill Gates noch nicht wüsste?

Tagelang ohne Schlaf

Der amerikanische Filmemacher Davis Guggenheim, der mit dem Streifen «An Inconvenient Truth» mit Al Gore über die Erderwärmung 2007 den Oscar für den besten Dokumentarfilm gewonnen hatte, war jedenfalls überzeugt: Bill Gates ist mehr als das unternehmerische Jahrhundertgenie, der Selfmademilliardär, der Firmenraider oder Monopolist, als der er in der Öffentlichkeit wahlweise bewundert oder verschrien wird.

Dafür legt der Filmer in einer neuen Netflix-Serie den Microsoft-Gründer auf die Couch und offenbart, im Filmtitel, was er im Schilde führt: «Inside Bill's Brain – Decoding Bill Gates». Das Hirn als Ausgangspunkt, um in tieferliegende Schichten vorzudringen. Schon früh im Film bekennt Gates denn auch, was ihm Angst einflösst: «Ich will nicht, dass mein Gehirn aufhört, zu funktionieren.»

Wir erfahren, ebenfalls früh im Film, dass der junge Bill tagelang ohne Schlaf programmiert hatte, deshalb nachts Dampf ablassen musste und jenseits aller Verkehrsregeln durch die Strassen Albuquerque zu rasen pflegte. So kommt ein erster Schnapsschuss in den Film: Bill Gates, 22-jährig, ausgestattet schon mit diesem überdimensionierten Brillengestell, seitlich und frontal aufgenommen für das Polizeifoto mit seiner Deliquentennummer auf der Brust.

Was filmdramaturgisch aufzeigt: Dieser Mann ist schnell unterwegs. So schnell, dass er im Jahre 2008 mit einem Vermögen von über 58 Milliarden Dollar von Microsoft zurücktreten konnte – die Geburt eines neuen, weitgehend unbekanntenen Bill Gates 2.0.

Diese begann mit einer morgendlichen Lektüre der *New York Times*. Dort fiel Bill und Gat-

tin Melinda Gates eine Schlagzeile ins Auge: «Für die Dritte Welt ist Wasser immer noch ein Giftcocktail». Und weiter: «In Wasser gesickertes Abwasser ist der Grund für eine tödliche Krankheit: Durchfall.»

Wie dies möglich sei, fragt Melinda – sie hatten gerade eine Tochter bekommen. Unerträglich die Vorstellung, die Kleine könnte an durch verunreinigtes Trinkwasser ausgelöster Diarrhö sterben müssen – sie hat lediglich das Glück, in den USA und nicht in Afrika geboren zu sein.

Toiletten für die Dritte Welt

Melindas Herz für Kinder und Bills Hirn für Technologie setzten so etwas Grosses in Bewegung – über ihre Bill-und-Melinda-Gates-Stiftung entschieden sie, dieses ungelöste Prob-

lem der Weltgesundheit anzugehen. Und Bill tat das, was er schon als Jugendlicher mit dem Rückzug in sein Zimmer zu tun pflegte: Er umgab sich mit Büchern und versenkte sich in sein Thema – er las den entsprechenden Weltentwicklungsbericht der Weltbank aus dem

«Manchmal muss man sich eingestehen: Ich muss härter arbeiten!»

Jahre 1993, «Investing in Health», knabberte dabei nachdenklich an seinem Brillenbügel und fand Dramatisches heraus: Zwölf Prozent aller Kinder vor dem fünften Lebensjahr, jährlich drei Millionen, starben bei Erscheinen des Berichts an Durchfall, und nichts hatte sich



«Ich gebe ihm neunzig Minuten»: Superhirn Gates.

seither verbessert. Mehr noch: In der globalen Sanitärversorgung hatte es seit geraumer Zeit keine Innovation mehr gegeben.

Was tun? Slums mit Sanitäranlagen, Kanalisation und Kläranlagen zu bestücken, würde bei zweifelhaften Erfolgsaussichten Milliarden Dollars kosten. Bill Gates sah nur einen Weg: Es galt, die Toilette und die Abwassersysteme neu zu erfinden, damit sie auch in Drittweltländern einsetzbar wären. Wieder grübelte er in sich gekehrt über einem Problem, wie damals, als Teenager, als seine Mutter Mary tagelang nicht mehr zu ihm durchdrang, weil er nicht mehr mit ihr sprach.

Sein Hirn, ein Chaos, sagt seine Frau Melinda, eine graue Masse voll von Komplexität. Sie wollte jedenfalls nicht in diesem Hirn stecken, sagt die Gattin, da sei viel zu viel los: eine Central Processing Unit (CPU) – so nennt die Fachwelt die zentrale Recheneinheit eines Computers. Und so nennt Bill Gates sein Hirn. Dieses verarbeitet stapelweise Bücher, die er stets mit sich herumschleppt. Denkt nach. Fragt sich: Mit wem muss ich reden, um das Problem zu lösen?

Er fand zwei Menschen. Einen Maschinenbauingenieur, der gewöhnlich streng geheime

Projekte für die Army bearbeitete – er könnte eine Kläranlage für die Dritte Welt entwickeln. Einen jungen Mann aus der Elfenbeinküste, dem Bill Gates eine E-Mail schrieb und den er einlud, in die Foundation zu kommen, um mit ihm über eine neue Toilette zu diskutieren. Dieser hatte in Belgien Sanitärtechnik studiert und in seiner Heimat mehrere Brüder verloren, weil sie an Durchfall gestorben waren.

Der Plan war kühn: Liess sich eine Toilette konstruieren, die Fäkalien sammelt, diese in Brennstoff umwandelt, mit deren Verbrennung Energie erzeugt werden kann, um die Toilette autonom zu betreiben? Bill Gates lud weltweit acht Universitäten zum Wettbewerb über dieses Projekt ein – darunter auch die Eidgenössische Anstalt für Wasserversorgung, Abwasserreinigung und Gewässerschutz (Eawag), die zum ETH-Bereich gehört und ein Stehklosett mit autonomem Wasserkreislauf entwickelt hat.

«Besessen von Technik»

Sieben Jahre später, nach Investitionen von 200 Millionen Dollar durch die Gates-Stiftung, standen verschiedene Prototypen zur Auswahl – zu 50 000 Dollar das Stück. Gates weiss: Will er eine Chance haben, muss der Preis runter auf 500 Dollar pro Toilette – eine japanische Firma kündigte inzwischen an, einen Prototypen in Serie herzustellen.

Auch die autarke Kläranlage ist inzwischen Realität: Feststoffe aus dem Abwasser werden als Brennstoffe genutzt, die eine Dampfmaschine antreiben – Strom, um das Wasser zu klären. Die einzigen Abfallprodukte sind Elektrizität, etwas Asche und sauberes Trinkwasser. In Dakar steht mittlerweile eine solche Anlage: Ein Drittel des Fäkalschlammes der Stadt wird auf diesem Wege in sauberes Trinkwasser umgewandelt.

Gates, das zeigt die Serie, ist eine Art Michelangelo des Unternehmertums, ein Herkules der Fokussierung. Lange Jahre hatte er nur Software im Kopf. Auch als Mutter Mary 1991 ihren Sohn drängte, er müsse den Börsenmakler Warren Buffett treffen – der sei aus dem gleichen Holz. Er gebe ihm neunzig Minuten, dann müsse er wieder an seiner Software arbeiten, beschied ihm Bill. Es wurden Stunden, und fünfzehn Jahre später titelte *Fortune*: «Warren Buffett Gives It Away» – über dreissig Milliarden Dollar übertrug er schrittweise der Gates-Stiftung, die das Geld unter anderem zum weltweiten Kampf gegen Polio verwendete.

«Ich brauche immer jemanden, der ebenso engagiert ist wie ich, aber andere Fähigkeiten

mitbringt», sagt Gates über sich. So spricht ein Superhirn, das um seine Defizite weiss. «Melinda», schiebt er nach, «kann besser mit Menschen umgehen.» Irgendwann im Film äussert Autor Guggenheim jenen Satz über Bill Gates, der von seinen grössten Kritikern stammt: «Er ist besessen von Technik und denkt, die Technik werde alles retten.» Und er antwortet: «Schuldig, ja! Anderes kann ich nicht.»

Vielleicht deshalb hat Bill Gates sein bisher grösstes und umstrittenstes Projekt gestartet: den Energiehunger der Welt zu stillen und gleichzeitig den CO₂-Ausstoss zu vermeiden – mittels Atomenergie. Im Jahre 2006 gründete er eine Firma namens Terra Power zur

Entwicklung eines sogenannten Laufwellenreaktors.

Das Konzept ist bestechend: Diese Art von Mini-Reaktor benötigt lediglich zum Hochfahren des Betriebs geringe Mengen an konventionellem angereichertem Uran, ansonsten genügt sogenannt abgereichertes Uran, schwach radioaktiver Abfall aus konventionellen AKW – allein in den USA lagern 700 000 Tonnen davon. Während des Betriebs wandert die Kernspaltungszone im Schneckentempo durch den Brennstoffkern, verwandelt das abgereicherte Uran in Plutonium 239, das dann umgehend wieder zur Energiegewinnung genutzt wird. Die dabei entstehende Wärme wird durch konventionelle Dampfturbinen zu Strom.

In aufwendigen Computermodellen hat Bill Gates das Konzept getestet. Resultat: Es funktioniert. Es lässt sich über Jahrzehnte ohne Wartung Strom produzieren. Mit der China National Nuclear Corp. wurde Bill Gates' Terra Power handelseinig, im Reich der Mitte einen Pilotreaktor zu bauen – bis Donald Trump Anfang Januar 2019 das Vorhaben wegen des Handelsstreits mit China stoppte.

Beim Spaziergang in der kalifornischen Colorado-Wüste stellt Filmer Guggenheim Bill Gates eine letzte Frage: «Wenn wir alles in Betracht ziehen – Toiletten: vielversprechend, aber teuer. Kinderlähmung: Milliarden investiert, aber die Krankheitsfälle steigen wieder. Terra Power: Ihr Deal mit China ist geplatzt. Können Sie sich eingestehen: Ich habe mich übernommen? Ich gebe auf!»

Bill Gates antwortet: «Manchmal muss man sich eingestehen: Ich muss härter arbeiten!» Er hat nun angekündigt, den Langwellen-Prototypen in den USA bauen zu wollen. Wie hat doch seine Mutter Mary einst gesagt: «Es ist nicht wichtig, was du hast oder gibst. Wichtig ist, was aus dir wird.»



Raser Gates: Polizeifoto, 1977.



Weisheit von tausend Jahren

Der deutsch-jüdische Politiker und Pädagoge Kurt Hahn (1886–1974) war ein Pionier der damaligen Erlebnispädagogik – einer Mischung aus Abhärtung und Grenzerfahrung, aber auch Förderung von Toleranz und geistiger Unabhängigkeit. *Von Peter Keller*

Disziplin und Freiheit müssen sich nicht ausschließen. So kann man es sehen, so sah es in jedem Fall Kurt Hahn und gründete in den 1930er Jahren in Schottland das berühmte erlebnispädagogisch ausgerichtete Internat Gordonstoun für Jungen. Ein typischer Tagesablauf sah so aus:

7 Uhr — Wecken, Jogging bei jedem Wetter, kalt duschen, Betten machen, aufräumen

8.15 Uhr — Frühstück

8.45 Uhr — Frühmesse

9 bis 13.20 Uhr — fünf Unterrichtsstunden zu je 40 Minuten, davon vier Mal die Woche Sport, danach Hausaufgaben

13.20 Uhr — Mittagessen, Pause in Rückenlage, der Lehrer liest vor

14.30 Uhr — Sport, Gartenarbeit, Handwerk

16.00 Uhr — kalt duschen, Schularbeiten

18.20 Uhr — Abendessen, Chor oder Freizeit

20 bis 21 Uhr — Abendgebet und Bettzeit

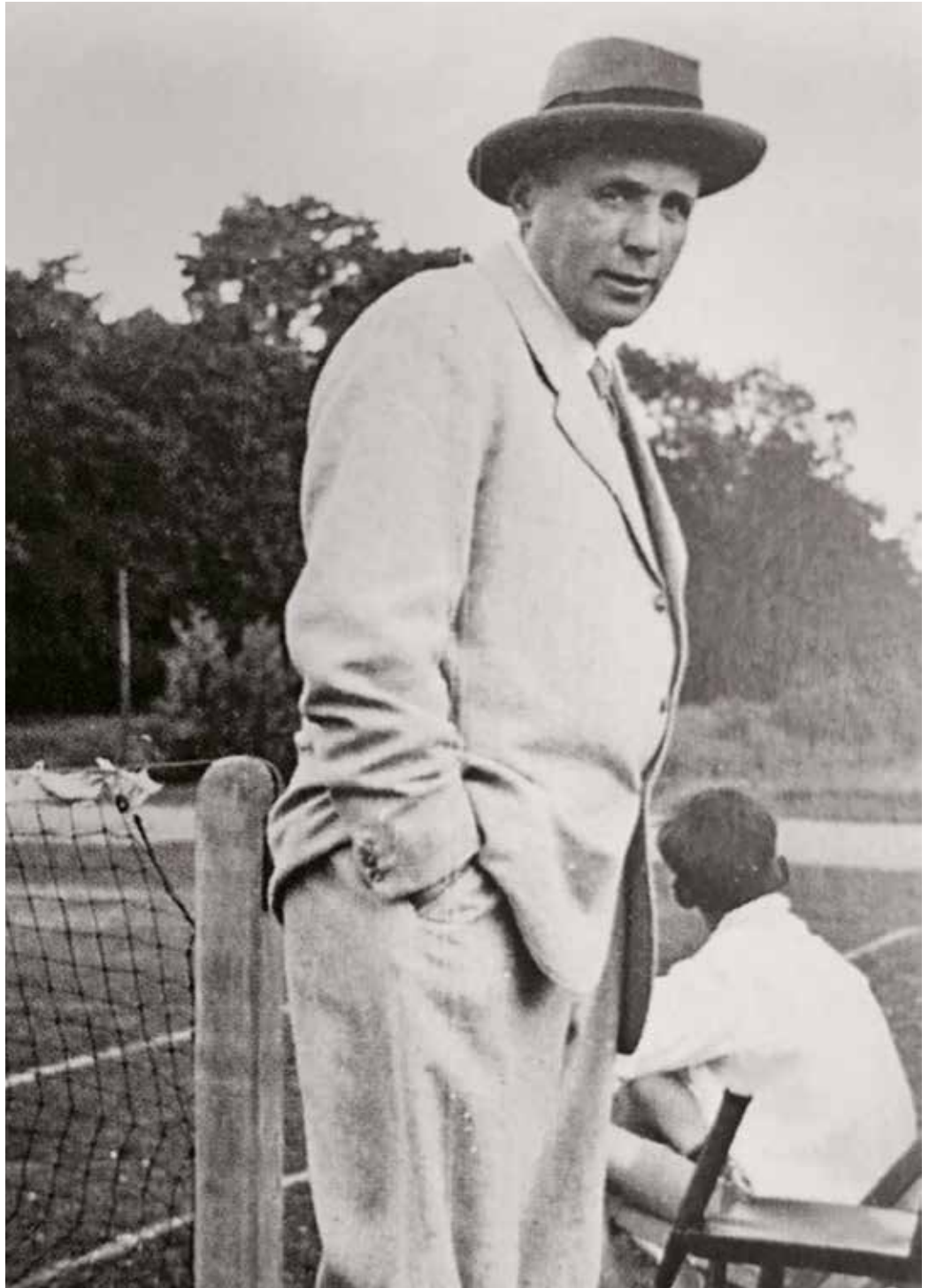
21.30 Uhr — Licht aus

An Wochenenden wurden die Schüler in die Gruppen «Entdecker», «Farmer» oder «Künstler» eingeteilt und mit Projekten beauftragt. Die Augen der Kinder hätten das ganze Wochenende vor Freude geleuchtet, sagte Hahn einmal.

Kurt Hahn, Sohn deutsch-jüdischer Grossindustrieller, Oxford-Student, Freund des Prinzen Max von Baden, Kanzlermacher im deutschen Kaiserreich, 1933 vor den Nationalsozialisten aus Deutschland geflohen, glaubte, dass Kinder nur dann im Leben Erfolg hätten, wenn sie früh lernten, Grenzen zu überschreiten, Hindernisse zu überwinden, Risiken einzugehen. Dies nicht wie heutige Generationen, versunken in Online-Kampfspiele oder Instagram-Wettbewerbe, sondern draussen, im Freien und in Begegnung: Hahns Schüler spielten Rugby, unternahmen stundenlange Waldläufe, engagierten sich im Suchhund-Training und verschiedenen Rettungsdiensten. Oft wurden die Internatsschüler in der näheren und weiteren Umgebung zur Bergung Verunglückter herbeigerufen.

Offen für alle Schichten

Diese abenteuerhafte Gemeinschafts- und Selbsterfahrung scheint heute in weite Ferne gerückt zu sein. Nur wenig ist im Zeitalter von Helikoptereltern und der nie abreisenden Debatte um Digitalisierung im Bereich schulischer Erziehung befremdlicher als die Vorstel-



«Es steckt mehr in euch»: Pädagoge Hahn.

lung von selbständiger körperlicher Ertüchtigung, Outdoor und bewusstem Risiko.

Kurt Hahn war ein Reformlehrer, der Bildung und Charaktererziehung vereinte. Viele von Hahns Grundgedanken waren von den Weltkriegen geprägt, von Feindschaften zwischen Ländern, Religionen, Menschen. An seinen

Schulen sollten eben Schüler jeder sozialen Schicht und Herkunft einen Platz haben, wenn sie nur klug und intellektuell aufnahmefähig waren, und Toleranz und soziale Verantwortung lernen. 1919 hatte Hahn das Landschulheim und Internat Schloss Salem am Bodensee gegründet, 1934 folgte Gordonstoun, das 1936 um eine

Grundschule erweitert wurde, 1962 das United World College of the Atlantic, die erste Institution für Seenotrettung. Berühmt war vor allem Gordonstoun, das, anders als die britischen Elite-Internate, eine öffentliche Einrichtung war und allen sozialen Schichten offenstand.

Hahn ging es weniger um theoretische Gedankengebäude, sondern um praktisch ausgerichtete Charaktererziehung, um Abhärtung

Sean Connery und David Bowie schickten ihre Söhne dorthin, Charlie Chaplin eine Enkelin.

und Lernen durch Handeln – das sogenannte Outward Bound –, um prägende, subjektiv empfundene, aber kollektiv erlebte Momente, um Kernigkeit: Nachts standen in den Schlafsälen die Fenster offen, im Winter wachten Kinder mit zarten Schneeschichten auf den Decken auf. Sie schliefen auf kratzigen Rosshaarmatratzen, die Decken waren dünn, das Wasser zum Waschen kalt. Eine Zentralheizung gab es bis in die späten siebziger Jahre nicht.

Gordonstoun war für die Zeit unerhört; die Natur, Berge, Seen, frische Luft in den Lehrplan miteinzubeziehen, war provokant und revolutionär. Schnell wurde Gordonstoun berühmt: Drei Generationen der königlichen Familie besuchten die Schule, darunter Prinz Philip, der Gatte von Queen Elizabeth – Leiden sei gut für die Seele, erinnert sich dieser scherzend an die Jahre auf dem berühmten Internat. In den siebziger Jahren hatte die Schule den Ruf als Ort für verwöhnte, reiche «Weicheier», die lernen sollten, sich zusammenzureissen und aufzuraffen. Sean Connery und David Bowie schickten ihre Söhne dorthin, Charlie Chaplin eine Enkelin.

Fitness und geistige Unabhängigkeit

Hahn selbst war hochenergetisch, immer beschäftigt, voller Ideen und Projekte. Mit acht Jahren erlitt er einen derartigen Hitzschlag, dass das Hinterhauptbein der Schädeldecke entfernt werden musste. In die Sonne ging er, soweit er es vermeiden konnte, nie mehr, trug draussen und zu jeder Jahreszeit exzentrisch breitkrepelige Hüte. Er glaubte an eine Kindern «inhärente Spiritualität», deren Verlust die richtige – seine – Erziehung verhindern konnte.

«Wer sich, in egal welcher Schule, umschaute, findet Jungen bis zum dreizehnten Lebensjahr, die neugierig sind, höflich und voller guter Dinge. Dann kommen sie in die schwierigen Pubertätsjahre und verlieren häufig ihre Unbekümmertheit, ihren Charme, manchmal für immer.» Um dem Verlust von Kreativität, Energie und Handlungsfähigkeit in Kindern entgegenzuwirken, sollte die hahnsche Erziehungsmethode moralische Urteilskraft, geistige Unabhängigkeit und körperliche Fitness fördern.

Die Erlebnispädagogik ist bis heute umstrit-



Draussensein, Sommerglühen: Gordonstoun.

ten; sie prägte dennoch ganze Kindheiten, hinterliess Erinnerungen an Abenteuer, Draussensein und Sommerglühen. Sie beeinflusste ferner das sozialpädagogische Feld sowie die Bereiche Jugendarbeit, Heimerziehung und Pflege. «Es ist in der Erziehung wie in der Medizin», schrieb Hahn. «Man muss die Weisheit der tausend Jahre ernten. Wenn Sie je zu einem Chirurgen kommen, und der will Ihnen den Blinddarm in einer möglichst originellen Weise herausnehmen, so rate ich Ihnen dringend, gehen Sie zu einem anderen Chirurgen.» Seine Orientierungsgrößen waren Platon (Bildung ist Charakterbildung), Rousseau (subjektives Erleben im Raum) und Henry Thoreau (Pioniergeist zeigen) oder der Sportpädagoge Bernhard Zimmermann.

Vorbilder zu haben, unterschied Hahn von zeitgenössischen Pädagogen wie Rudolf Steiner oder Maria Montessori, die Originalität in

Kurt Hahn (1886–1974)

Kurt Hahn, geboren 1886 in Berlin als Sohn deutsch-jüdischer Industrieller, studierte Philosophie, klassische Altertumswissenschaften sowie Pädagogik in Oxford. Im Ersten Weltkrieg war er Privatsekretär von Prinz Max von Baden.

1920 gründete Hahn das Internatsgymnasium Schule Schloss Salem am Bodensee. Nach seiner Flucht aus Nazi-Deutschland gründete er 1934 in Schottland das Schulinternat Gordonstoun.

Als Mitbegründer der Erlebnispädagogik prägte Kurt Hahn deren Grundsätze. Demnach sollen Kinder früh lernen, Hindernisse zu überwinden, Triumphe und Niederlagen zu erleben.

Kinder sollen durch Grenzerfahrungen entdecken, was in ihnen steckt, etwa durch Gemeinschaftserlebnisse bei ausserschulischen Aktivitäten in der Natur. (*kep*)

all ihren Ideen und Ansätzen beanspruchten. Hahn hingegen vermischte fast schon lakonisch zwei altherwürdige Traditionen: die griechisch-römische Idee von Mut, körperlicher Herausforderung und Ausdauer sowie die jüdisch-christliche Auffassung von Liebe, Toleranz und Selbstaufopferung.

Schulen hatten zumeist nie die materiellen oder räumlichen Kapazitäten für eine ausgeprägte Erlebnispädagogik, deren Relikt wohl am ehesten die «Schulreise» oder das Klassenlager ist. Inzwischen wurden gemeinsame schulische Erlebnisse durch einsame Krisen vor dem Touchscreen ersetzt, sei es, dass es dabei um verlorene Game-Runden oder um zu wenige Likes in den diversen sozialen Medien geht.

Prince «plum pudding» Charles

Hahns Methode ist in Teilen umstritten, erfährt bis heute Kritik, vor allem von Schülern, die weniger kernig, draufgängerisch oder sportlich waren. In Gordonstoun hätten «Herr der Fliegen»-artige Zustände geherrscht, erinnert sich der britische Bestsellerautor William Boyd, der im Alter von neun Jahren auf das Internat kam, selbst allerdings ein sportlicher und beliebter Schüler war.

Schwächere Jungen erlebten Gordonstoun als Strafkolonie, so der junge Prince Charles, von Mitschülern verächtlich «plum pudding» genannt. Jüngere Kinder waren älteren ausgeliefert, ärmere reicheren, schwächere stärkeren. Das, was Hahn erreichen wollte – Schranken zwischen Kindern durch gemeinsame Erfahrungen und Aufgaben zu überwinden – fand nicht immer statt. Kinder stahlen voneinander, prügelten sich, zwickten sich mit Zangen. Erwischte ein Senior-Schüler einen jüngeren beim Rauchen, wurden diesem die Schamhaare rasiert, die Haut dann mit Zahnpasta abgerieben, damit es brannte.

Der Klassenhass unter den Kindern war enorm, auch Rassismus spielte eine Rolle, die härteste Zeit hatten Schwarze oder Muslime. Prinz Charles wurde nackt in einen Käfig gesperrt und unter laufendem kaltem Wasser alleingelassen. Die Oberfläche war glücklich und gelungen, darunter herrschten Kampf und Zank – eine Vereinfachung, auf die zu einem gewissen Grade viele Internatsdynamiken reduziert werden können.

Dennoch war Gordonstoun fortschrittlich, in Ansätzen fast schon profeministisch. Jungen wie Mädchen machten ihre Betten selber, wischten die Fussböden, reinigten die Zimmer und verrichteten Hausarbeit. Bis heute vergibt ein posthum im Namen Kurt Hahns eingerichteter Trust Medaillen und Stipendien an sozial engagierte Jugendliche in England und Schottland. Hahn starb 1974 in Salem. «Es steckt mehr in euch, als ihr denkt», sagte er bis zuletzt seinen Schülern, und es war sein wohl kostbarster Rat.

Licht hinter dem Schrecken

Ernst Jünger, der grosse Unzeitgemässe, hatte kein defensives Verhältnis zu den Medien. Er spielte im Gegenteil virtuos auf der Klaviatur der Erwartungen und Feindbilder.

Von Heimo Schwilk

Der Autor des legendären Kriegsbuches «In Stahlgewittern» wurde – vor allem von deutschen Journalisten – oft unfair attackiert. Ernst Jünger nannte seine hartnäckigsten Kritiker gern ironisch «Verfolger vom Dienst». Und rühmte sich noch als Hundertjähriger, durch solche Feindschaften an «Profil» gewonnen zu haben.

Tatsächlich ist die Gestalt Ernst Jüngers, blickt man auf das gewaltige Werk und den Mut des Autors, sämtliche Erwartungshaltungen durchkreuzt zu haben, ohne dieses Streit-Getümmel nicht zu haben. Es steckt nämlich viel Provokationspotenzial in Jüngers Büchern. So beschreiben sie den Krieg als das Normalste der Welt, und der Autor hält die Insekten für eine vollkommene Spezies als die des Menschen, überlebensfähig auch nach einem Atomschlag. Als Biograf, der rund fünfzehn Jahre im Hause Jünger ein und aus ging, wurde ich Zeuge (und bisweilen Mitspieler) dieses Katz-und-Maus-Spiels. Der Wilflinger Eremit drückte mir gleich nach Betreten der Oberförsterei die neuesten Zeitungsartikel in die Hand, damit ich sie – ich war ja auch Journalist – unverzüglich einer Prüfung unterzöge und gegebenenfalls einen eigenen Beitrag dagegensetzte.

Ausgeklügelte Selbstverteidigung

Schon 1968, auf dem Höhepunkt der Kampagnen gegen ihn, schrieb Jünger seinem Verleger Ernst Klett: «Wünschenswert wäre eine Art Generalstabschef, der eine Skala von Massnahmen vorbereiten würde, die den Leuten das Handwerk nicht allzu billig macht.» Und den Bewunderer Gerhard Nebel forderte er auf, «derartige Elaborate von Fall zu Fall zu berichtigen». Vieles hat Jünger in Interviews und Fernsehgesprächen zurechtgerückt, immer mit dem herablassenden Gestus, eigentlich könne das der Gesprächspartner im Werk selber nachlesen. Folgerichtig hielt er sich bei seinen Antworten meist an Formulierungen, die er in den Tagebüchern und Essays dermassen ausgefeilt hatte, dass er im Dialog nicht hinter sie zurückfallen wollte. Der Autor als Krieger: Man schützt sich, indem man hinter den eigenen Sprachbarrieren in Deckung geht.

Um Ernst Jüngers ausgeklügelte Selbstverteidigung verstehen zu können, ist es eine grosse Hilfe, dass nun bei Klett-Cotta, Jüngers Hausverlag, ein sorgfältig ausgewählter Teil dieser «Gespräche im Weltstaat» herausgegeben ist. Die Herausgeber Rainer Barbey

und Thomas Petraschka erliegen allerdings in ihrer Einleitung dem Fehlschluss, Jünger habe ergebnisoffene Gespräche geführt, die einen gewissen Dissens zulassen. Jünger bevorzugte zwar das «freundschaftliche Gespräch», wie er gegenüber dem französischen Literaturwissenschaftler Julien Hervier beteuerte. Das bedeutete aber nicht, dass bohrendes, moralisierendes Fragen zugelassen war. Selbst im berühmten *Spiegel*-Interview, das 1982 von Rudolf Augstein, Hellmuth Karasek und Harald Wieser geführt wurde, wich Jünger geschickt aus und lenkte das Gespräch immer wieder auf die Fakten zurück. «Kommen Sie mir nicht mit Gewissensbissen», wies er den französischen Germanisten Jacques Le Rider zurecht, der ihn nach seinen Fehlern gefragt hatte. «Auch nicht mit Reue, die Fahnenflucht ist, ein Verrat an sich selbst.»

Wie sehr Jünger das Streitgespräch gemieden hat, konnte ich selber erleben. Schon bei meinem ersten Besuch fragte ich ihn, ob er sich als

Er habe Hitler nicht politisch, sondern geistig bekämpft, umreisst Jünger seine Haltung.

Besatzungsoffizier in Paris schuldig gefühlt habe für das, was im Machtbereich der Wehrmacht geschehen sei. Sei er nicht Teil des Unterdrückungssystems gewesen? Auf solch insistierendes Fragen eines jungen Mannes war der damals 88 Jahre alte Autor nicht vorbereitet. Er habe sich im Zweiten Weltkrieg nicht als Täter, sondern als Zeuge gefühlt, antwortete er mir nach langem, lähmendem Schweigen. Ich wusste natürlich: Ernst Jünger hat diesen Zwiespalt durchaus in seinen «Pariser Tagebüchern» thematisiert, aber auch dort ist er der Schuldfrage ausgewichen. Ich lernte schnell, dass man Jünger zu allem befragen konnte, was ihm in seinem langen Leben zugestossen war – aber dass er das Moralisieren verabscheute, weil es in seinen Augen der Komplexität des Geschehenen nicht angemessen ist. Und den Fragenden in eine Position der Überlegenheit versetzt, die ihm angesichts von Jüngers menschlicher Integrität in vielen prekären Situationen seines Lebens nicht zusteht.

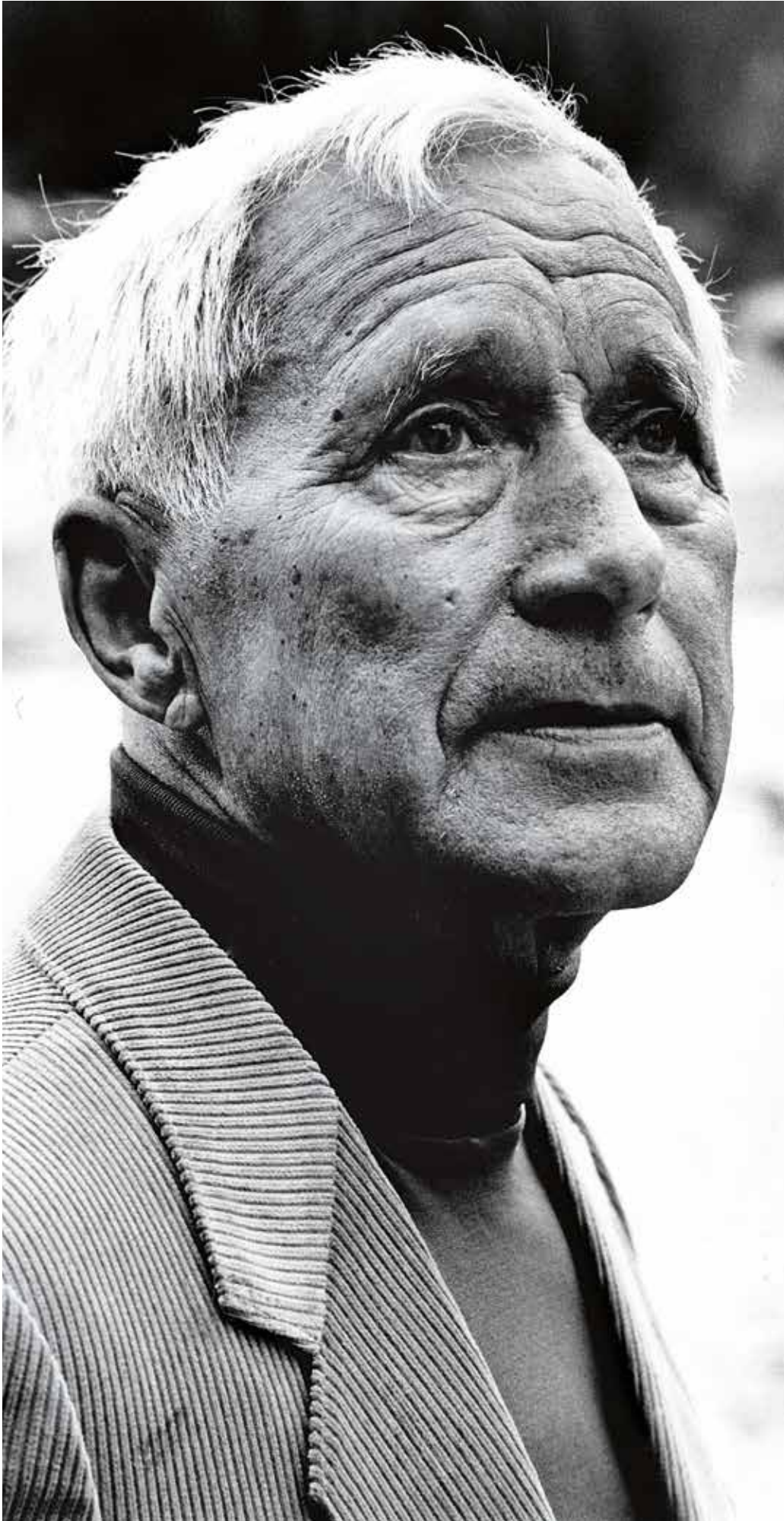
Dem Biografen, der dem inneren Zusammenhang von Leben und Werk des Autors nachspürt, bietet sich angesichts von Ernst Jüngers «Jahrhundertleben» ein gewaltiges Panorama: Es reicht vom Kaiserreich über die Weimarer

Republik und das Dritte Reich bis in die Berliner Republik. Verständlich, dass die Interviewer immer wieder auf die Themen Krieg, Jüngers nationalrevolutionäres Engagement in den zwanziger Jahren und vor allem auf die Haltung des Autors im Dritten Reich zurückkamen. Auch das Alter und die vielfältigen Beziehungen zu anderen, in erster Linie französischen Autoren werden in den Gesprächen ausführlich behandelt. Denn Jünger war nicht nur ein Jahrhundertzeuge, der zwei Weltkriege erlebt hatte, er begegnete während seiner Besatzungszeit in Paris auch bedeutenden Autoren wie André Gide, Jean Cocteau, Louis-Ferdinand Céline oder Henry de Montherlant. Als Jünger 1998 im Alter von fast 103 Jahren starb, verglich ihn der französische Schriftsteller Michel Tournier in seinem Nachruf mit Gide, Hugo, Rousseau und Goethe.

Ausländische Interviewer

Die Textauswahl der Herausgeber konzentriert sich bewusst auf die ausländischen Interviewer, die mit deutlich mehr Neugier und Offenheit als die deutschen an ihren Gesprächspartner herantraten. Bereits das erste im Band dokumentierte Interview, das Jünger 1929 einer englischen Zeitung gab, zeigt einen selbstbewussten jungen Mann, dessen Erstling, das Kriegsbuch «In Stahlgewittern», gerade in englischer und amerikanischer Übersetzung herausgekommen war. Jünger bekennt ganz offen, seine Bücher seien allesamt «Teil von Deutschlands moralischem und geistigem Rüstzeug für den nächsten Krieg». Als Schüler von Nietzsche empfinde er das grösste Vergnügen am Kampf um die Macht, wo immer er stattfindet und wer immer ihn am Ende gewinnt. Die militärische Auseinandersetzung zwischen Deutschland und England, die nicht zu vermeiden sei, betrachte er «als die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln». Jünger wertete den Versailler Friedensvertrag, der die junge Republik nach dem verlorenen Krieg finanziell und mental schwer belastete, als Knebelvertrag, der nur durch einen Revanchekrieg zurückgenommen werden könne.

Diese Militanz, die Jünger besonders in seinen Zeitungsbeiträgen der zwanziger Jahre an den Tag legte, ist einer der Gründe, warum man den Autor in Deutschland noch immer als «Wegbereiter des Nationalsozialismus» stigmatisiert. Dabei hatte sich Jünger – dies ist ein Leitthema fast aller Gespräche – bereits als



«Alles wird weggepustet werden»: Käferforscher und Autor Jünger.

Publizist der späten Weimarer Republik von Hitler und seiner völkisch-rassistischen Bewegung deutlich distanziert. Mit der allegorischen Erzählung «Auf den Marmorklippen» schrieb er 1939 eines der wenigen in Deutschland erschienenen Bücher, die Aufstieg und Verbrechen des Hitler-Regimes thematisierten. Wie er trotz dieser widerständigen Haltung das Dritte Reich überstehen konnte, begründete Jünger im Gespräch mit den italienischen Philosophen Antonio Gnoli und

Er verstand sich als «Anarch», für den nicht die äussere, sondern allein die innere Freiheit zählt.

Franco Volpi: «Was mich angeht, so konnte ich es mir dank meiner Stellung als Hochdekorierter des Ersten Weltkrieges und der Sympathien, die ich durch den Erfolg der «Stahlgewitter» genoss, erlauben, Distanz zum Nationalsozialismus zu halten und angebotene Ehrungen und Privilegien auszuschlagen.» Besonders Goebbels habe ihn heftig, aber vergeblich umworben.

Diese Wertschätzung schützte Jünger auch noch, als die Pariser Verschwörung gegen Hitler, über die er als Offizier im Stab des Militärbefehlshabers Carl-Heinrich von Stülpnagel informiert war, in den Tagen nach dem 20. Juli 1944 scheiterte. Sein Beitrag zur Verschwörung war die Schrift «Der Friede», gedacht für die Zeit nach dem Umsturz. Sie kursierte in regimekritischen Kreisen und gefährdete ihren Verfasser in höchstem Masse. Er habe Hitler nicht politisch, sondern geistig bekämpft, umreisst Jünger seine damalige Haltung, die ihn auch später, in der Bundesrepublik, zu allem Politischen auf Distanz gehen liess. Er verstand sich als «Anarch», für den nicht die äussere, sondern allein die innere Freiheit zählt.

Abschied vom Nationalstaat

Der Titel des Bandes lehnt sich an ein Buch Ernst Jüngers an, den 1960 erschienenen Grossessay «Der Weltstaat». Jüngers Kritiker nehmen bis heute nicht zur Kenntnis, dass der frühere Nationalist darin Abschied vom Nationalstaat nimmt. Noch immer will man in ihm einen Stichwortgeber für Rechtsextremisten sehen. «Entscheidend ist, dass die Staatsgrenzen verschwinden», bekannte er 1985 gegenüber dem Schriftsteller Jean-Louis Foncine und klingt dabei ein wenig wie Angela Merkel, die die deutsche Grenze für die Flüchtlingsströme öffnete. Nationen seien «ein Phänomen des Übergangs», dekretierte Jünger, weil nur der Weltstaat die Zerstörungskraft der Atombombe und die sich anbahnende Klimakatastrophe eindämmen könne. Dass derzeit alles auf den Antagonismus der Grossmächte hindeutet, die vieles anstreben, nur keinen

Weltstaat, würde Jünger nicht stören. Seine Visionen reichen weit ins 22. Jahrhundert.

Überhaupt sind die Bemerkungen Ernst Jüngers zu Umwelt und Technik die spannendsten Passagen der Edition. Wie kein anderer Autor hat der passionierte Käferforscher in seinen Reisen rund um den Globus den Schwund der Arten und die Zerstörung der Natur in persönlichen Augenschein genom-

Klimaveränderung, Atomtechnik, Überbevölkerung – alles ist in Jüngers Buch vorweggenommen.

men. Alles, was uns heute umtreibt – Klimaveränderung, Ressourcenverschwendung, Atomtechnik, Überbevölkerung, Genmanipulation –, ist in Jüngers Buch «An der Zeitmauer» von 1959 längst vorweggenommen. Diese fundamentalen Veränderungen lassen sich für ihn nicht mehr in den Rahmen der Geschichte einordnen. Es handle sich, schreibt Jünger in seinem Essay, um eine «Erdrevolution», bei der der Mensch Subjekt und Objekt, Täter und Opfer zugleich ist. Treibende Kraft ist die «Gäa», die Erde selbst.

Dass dieses transhumane Deutungsschema, das den Klimawandel nicht allein für menschengemacht hält, die heutigen Umweltaktivisten wenig begeistert, kann man sich vorstellen. Dennoch könnte der Käfersammler Jünger ein glaubwürdigerer Stichwortgeber der Ökologen sein als die kleine Schwedin Greta Thunberg, die Panik für die einzig angemessene Reaktion hält. Während einer unserer letzten Begegnungen sprach ich mit dem Uralten über das Waldsterben und das Versagen der Politik. «Die heutigen Politiker sind dem, was sich da als Tiefenströmung vorbereitet, in keiner Weise gewachsen», bemerkte er mit dem Lächeln des Eingeweihten. «Es wird sich alles ändern – alles wird weggepusht werden.»

Doch der Katastrophe kommt in Ernst Jüngers Denken nicht das letzte Wort zu. Das Gespräch mit Julien Hervier, seinem Freund und Übersetzer, beendete der Neunzigjährige mit einem zuversichtlichen Satz. Man könne durchaus ein Gefühl der Angst haben, dass schreckliche Dinge geschehen. «Aber hinter ihnen zeigt sich ein grosses Licht.»



Ernst Jünger: Gespräche im Weltstaat. Interviews und Dialoge 1929–1997. Klett-Cotta. 575 S., Fr. 64.90

Heimo Schwilk hat mehrere Bücher über Ernst Jünger veröffentlicht, darunter «Ernst Jünger. Leben und Werk in Bildern und Texten» sowie «Ernst Jünger. Ein Jahrhundertleben» (beide Klett-Cotta).

Bücher

Schwimmen im Sumpf

Mitte Oktober versammelt sich der internationale Literaturbetrieb auf der Frankfurter Buchmesse. Im letzten Moment bekam auch ich eine Einladung und machte mich auf in die Schlangengrube. Von Anton Beck

Frankfurt ist ja eine sehr hässliche Stadt. Ständig heulen irgendwoher Sirenen, die Betongebäude haben keinerlei Charme, und all die Leute sind entweder Banker, die an ihren iPhones hängen, oder abstruse Gestalten, die über Banker schimpfen. Weil ich vor zwei Jahren denselben Eindruck hatte, wollte ich diesen Herbst eigentlich nicht an die Buchmesse reisen. Norwegen sei Gastland, hatten Dozenten, die für die Messe warben, an der Universität gesagt, Schriftstellerstars wie Karl Ove Knausgård oder Jussi Adler-Olsen seien vor Ort, es würde spassig werden, aber, nein, ich wollte nicht verreisen. Vier Wochen vor der Messe bekam ich eine Einladung aus Liechtenstein – es hat doch viele Vorteile, aus einem Land zu kommen, das sich um seine Bürger kümmert. Agenten und Verlage seien dort, es würde meiner hinsiehenden Karriere als Schriftsteller sicherlich helfen, dachte ich. Ich ging also doch hin.

Natürlich hatte kein vernünftiges Hotel mehr ein Zimmer: «Sie wissen schon, dass an den vier Tagen Buchmesse ist? Da ist seit März alles ausgebucht», hörte ich ein Dutzend Mal. Ich kam gezwungenermassen in der Nähe des Rotlichtviertels unter, in einem Hotel ohne Réception. Self-Check-in heisst das und sei angeblich sehr modern, aber in Wahrheit ist es einfach nur schwachsinnig. Ich weiss nicht, wer auf die Idee kam, Dienstleistungen zu enthumanisieren, aber ich habe mich sehr über diese Person aufgeregt.

Smalltalk mit Neubauer und Bärfuss

Weil ich an den ersten beiden Messetagen keine Termine hatte, flanierte ich ziellos umher und traf bald auf Lukas Bärfuss. Er war gerade im Gespräch mit einem Spiegel-Redaktor und sagte wie immer sehr kluge und für die Welt bedeutende Dinge. Ich mag Lukas Bärfuss, und als ich sah, dass er ein Paar On-Laufschuhe anhatte, die zurzeit viele naturbewusste Hipster (wie ich) tragen, mochte ich ihn noch mehr. Nach der Veranstaltung verwickelte ich ihn in ein Gespräch, wir machten ein Foto zusam-

men, und ich glaube, als wir unter all diesen unfreundlichen Deutschen miteinander Dialekt sprachen, war auch ich ihm sympathisch. Leider sagte ich irgendwann: «Ich schreibe für die Weltwoche, Sie werden mich daher nicht sonderlich mögen», und danach mochte er mich tatsächlich nicht mehr so.

Um diese unglückliche Begegnung zu vergessen, wandte ich mich der auf der Messe omnipräsenten Luisa Neubauer zu. Die 23-Jährige ist der Kopf der deutschen «Fridays for Future»-Bewegung, der Liebling aller Talkshows und sieht sich zu nichts weniger bestimmt als zur Rettung des Planeten. Ich selber bin ja ein Klimasünder, dem ertrinkende Eisbären egal sind, aber Frau Neubauer ist mit ihren langen Locken und den putzigen Milchmädchenbäckchen doch sehr hübsch, und ich wollte sie einmal live erleben. Als sie zusammen mit weiblichen Führungspersonen über die feministische Zukunft der Arbeitswelt sprach, fühlte ich mich als fast einziger Mann im Publikum aber doch etwas fehl am Platz. Immer wenn über das Patriarchat geschimpft wurde, klatschte ich zwar begeistert mit, erntete aber skeptische Blicke.

Als mich am Abend meine Liechtensteiner Freunde ins Lokal «Zum gemalten Haus» einluden, eine Sehenswürdigkeit, war ich mir sicher, dass Frau Neubauer

den rustikalen Schuppen mit deftiger Schweinshaxe und Weizenbier auf der Speisekarte hassen würde. Umso überraschter war ich, als Frau Neubauer mit ihrer alternativen Klimaschwadron reinschnittete. Wir tauschten ein paar erkundende Blicke aus, und ich wollte sie eigentlich fragen, ob es für ihr Image nicht viel besser wäre, wenn sie jetzt containern wäre, oder aber, ob sie einen festen Freund habe. Ich kam mir aber bei der ersten Frage wie ein Populist und bei der zweiten wie ein Sexist vor, weshalb ich

es also liess, austrank, mir ein Taxi bestellte und von einem sehr netten Fahrer in sehr schlechtem Deutsch erklären liess, warum Frankfurt auch seiner Meinung nach eine durchaus hässliche Stadt sei.



Autor Beck mit Schriftsteller Bärfuss.

«Ich glaube, als wir unter all diesen unfreundlichen Deutschen miteinander Dialekt sprachen, war auch ich ihm sympathisch.»



Basel, Bern und Zürich, das sind ja doch sehr schöne Städte: Messestadt Frankfurt.

Ich hätte nicht gedacht, dass es dazu kommen würde, doch am letzten Tag der Messe musste ich tatsächlich arbeiten, weil ich ein Treffen mit ein paar Pressemenschen und einem deutschen Verlag vereinbart hatte. Ich zog also meinen besten Anzug an, übermalte die Pickel in meinem Gesicht und versuchte, professionell aufzutreten. Weil an dem Tag aber auch viele Schulklassen die Gänge füllten, hielt man mich oft für einen etwas versnobten Vierzehnjährigen, doch ich liess mir nichts anmerken und gab mich wichtig. Auf einer Buchmesse tun das ohnehin alle. Die Fachbesucher rennen gehetzt umher, essen im Gehen, telefonieren dabei noch und betonen bei jeder Gelegenheit, dass sie nur kurz reden könnten, weil sie gleich zum nächsten Meeting müssten. Guckt man dann aber verstohlen auf ihre Smartphones, scrollen sie meist auf Instagram rum, schreiben auf Whatsapp mit Personen, die mit einem Herz-Emoji gespeichert sind, oder kaufen auf Zalando Schuhe.

Aber neben all den Rüdiger Safranskis, die sich wie Frau Neubauer Sorgen um die Zu-

kunft machen, und all den Literaturagenten, die in abgesperrten Hallen geheime Lizenzen verhandeln, sind auch interessante Personen anzutreffen – Gründer von Start-up-Magazinen bis hin zu solchen von idealistischen Kleinverlagen. Auch die Norweger, von denen manche leuchtend rote, fasnachtsähnliche Sami-Trachten trugen, waren sympathisch, stellten ihre düsteren Krimis vor, die irgendwo in der Nähe der ertrinkenden Eisbären spielen, und gaben im Gespräch zu, dass Frankfurt ja doch eine sehr hässliche Stadt sei.

Sympathische Norweger

Nach vier Tagen Messe bestätigte sich mein seit Jahren gewachsener Eindruck, dass der Literaturbetrieb zwar ein intriganter Sumpf ist, aber es all die gehetzten Banker, die durch Frankfurt rennen, auch nicht viel leichter haben. Die Deutsche Bahn hatte eine deutliche Verspätung, und nach einer äusserst nervenaufreibenden Reise war ich froh, wieder in der Schweiz zu sein. Basel, Bern und Zürich, das sind ja doch sehr schöne Städte.

Jazz

Bilder erzählen

Von Peter Rüedi

Synästhetische Sprünge von einem Sinnbereich in den andern, wenn Farben klingen, Gerüche Farben annehmen und Klänge Formen, sind im ganzheitlichen Sensorium eines Künstlers eine Selbstverständlichkeit. Und, wenn wir einmal bei der Musik bleiben, nicht ohne Tücke: Leicht wird dabei der Musiker zum Illustrator, wie selbst Meisterwerke wie Mussorgskys «Bilder einer Ausstellung» belegen. Louis Slavis, der 1953 in Lyon geborene Klarinetist, ging in seinem Werk immer wieder von Kino, bildender Kunst, Fotografie aus. Die Bilder seiner jüngsten CD hängen in keiner Ausstellung. Sie sind «Characters on a Wall» (so der Titel) des *street artist* Ernest Pignon-Ernest, dessen Figuren in den Gassen von Neapel Slavis vor Jahren schon einmal ein Album gewidmet hat («Napoli's Walls», 2003, ECM). Jetzt hat er die «wall art» aus der gesamten Laufbahn seines Freundes im Auge.

An der entzündet er seine Einbildungskraft – erstmals in einem «konventionellen» Jazzformat: er auf verschiedenen Klarinetten mit einer vermeintlich gewöhnlichen, in Wahrheit ganz unvergleichlichen Rhythmusgruppe mit Benjamin Moussay am Piano, Sarah Murcia am Kontrabass und Christophe Lavergne an den Drums. Die vier haben nichts weniger im Sinn als platte Illustrationen. Sie benutzen die Bilder als Initialzündungen zur Freisetzung von in diesen schon immanenten Energien. Ein Beispiel: «L'heure Pasolini» geht von einer Pietà der besonderen Art aus, Pignon-Ernest's Darstellung Pasolinis, der in den Armen seinen eigenen Leichnam hält. Das bestimme die feierliche Moll-Vertiefung der Eingangspassage von Moussays subtilem Piano. Dann schießt als zweite Assoziationsebene die Überlagerung von Pasolinis Gesicht durch das von Chet Baker ein, mit Anklängen an dessen Kultstück «My Funny Valentine», «und dann gibt es einen Bruch, und es erhebt sich ein kleiner, duftiger Walzer, als ob [mit einem Solo von Bassistin Murcia] Pasolinis Seele entflöge, und mit ihr die Seele eines ganzen, anderen Italiens». Versteht sich: Auch ohne solche Interpretationshilfe ist dies grosse, in sich stimmige Musik.



Louis Slavis:
Characters on a Wall.
ECM 2645



Moralisches Vakuum: Lucy Boynton, Russell Posner und Ben Platt in «The Politician».

Serien

Das Böse kommt auf leisen Sohlen

Ein Pennäler, der US-Präsident werden will, und ein TV-Falstaff, der sich an Frauen vergreift – neue Serien ergötzen mit schillernden Figuren. *Von Wolfram Knorr*

Payton Hobart, Adoptivpross einer stinkreichen Dynastie, kann mit seinem weichen, gefühlsleeren Gesicht auf Anhieb die komplette Emotionsskala rauf und runter bedienen – besonders durch Tränenvergiessen. Beste Voraussetzung, um zu werden, was der Jungspund seit Kindheit anstrebt: Präsident der Vereinigten Staaten. Jetzt, auf der Saint Sebastian High School, probt er schon mal und kandidiert als Schulsprecher. Er hat zwei Berater und geht mit der gleichen eiskalten Berechnung und Rücksichtslosigkeit vor wie die Polit-Profis. Wenn er die Grenzen seines moralischen Vakuums auslotet, stellt er immer wieder zufrieden fest, dass er noch frei im Raum schwebt. Das beweist er bei Infinity Jackson, die er als Vize möchte. Sie ist krebskrank – was Payton von seiner Konkurrenz abhebt; die hat eine Afroamerikanerin als Vize. Aber Infinity will nicht, sie weiss, dass Payton ein falsches Spiel treibt. Darauf schaltet Payton sofort um, bekennt, immer nur gespielt zu haben, und bricht in Tränen aus. Infinity rührt diese Offenheit derart, dass sie das Angebot akzeptiert. Später erfährt Payton, dass sie ihre Krankheit vortäuscht.

«**The Politician**», die neueste Kreation des umtriebigen Serienerfinders Ryan Murphy («American Horror Story»), ist ein boshafter Mix aus Highschool-Klamotte und Polit-Satire, die die Rängeleien und Auswüchse des politischen

Systems schlicht für infantil hält. Payton (stoisch gespielt von Ben Platt) mit seinen Kulleraugen, gepolsterten Wangen und der Schnelllauf-Mimikry, ist ein Frank Underwood («House of Cards») als Teenager, dem die Mama (Gwyneth Paltrow) beim Auslegen von Netzen und Fährten beisteht, wie Shakespeares Oberschurke Richard III. Auch gegen die Brüder hetzt Payton so geschickt, bis der stinkreiche Papa sie enterbt. Payton ist Puck, sein «Sommernachtstraum» ein falsches Spiel, mit dem er seine potenziellen Wähler zauberisch hinters Licht führt.

Roger Ailes ist keine fiktive Figur, ihn gab es. Sein legendärer Slogan lautete: «Wir verfolgen die Nachrichten nicht. Wir machen die Nachrichten» – und wurde zum Wegbereiter der Fake News. Ailes begann bei der Nachrichten-Gruppe CNBC und gestaltete dann bei Rupert Murdoch Fox News. Nach Gabriel Shermans Buch «The Loudest Voice in the Room» (2014), schrieben Alex Metcalf («Unreal») und Tom McCarthy («Spotlight») die Miniserie «**The Loudest Voice**» (sieben Folgen). Russell Crowe spielt den Medien-Falstaff – fett, laut, ungehobelt, unehrlich, angeberisch, immer hinter Frauen her. Für Ailes war alles Theater, seine Bühne ist das News-Studio, in dem er Lügen zum Wirbeln bringt. Als Barack Obama gewählt wurde, trompetete er: «Er ist zu 100 Prozent in eine islamische Schule gegangen!»

Jede Folge schildert ein Jahr seiner Arbeit: Die Gründung von Fox News 1996, die Anschläge am 11. September 2001, Obamas Wahl 2008, Donald Trumps Aufstieg und seine Zusammenarbeit mit Gretchen Carlson (Naomi Watts), die ihn 2016 zu Fall brachte. Ailes' Frauenbild ist sexistisch, kurze Röcke sind Bedingung, und Gretchen entspricht seinem Ideal: Die ehemalige Miss America ist schlank, blond und dem Sender treu. Roger nähert sich ihr am liebsten von hinten, umschlingt sie. Seine Avancen werden immer rücksichtsloser; Gretchen sucht, das Weite. Ailes schwärzt sie überall an und zieht sie von «Fox and Friends» ab. Tritt sie mal ohne Make-up auf, schnauzt er sie an: «Wenn Sie wie eine Lesbe herumlaufen wollen, machen Sie das in Ihrer Freizeit!» Heimlich beginnt sie, mit ihrem Handy die Sitzungen aufzuzeichnen, um damit zu einer Anwältin zu gehen. Carlson ist eine Pionierin der #MeToo-Bewegung. Demnächst soll eine weitere Adaption des Stoffes folgen: «Bombshell» von Jay Roach, mit John Lithgow als Ailes und Nicole Kidman als Gretchen Carlson, diesmal aus der Frauenperspektive.

In «The Loudest Voice» dominiert Russell Crowe in bräsiger Massigkeit, tyrannischer Arroganz und demagogischer Rhetorik. Ein Scheusal, intrigierend, betrügend, lügend; eine Figur, wie sie seit kurzem das Showbiz magisch anzieht – sei es in einer Fiktion oder einem Biopic («Vice» über das Wirken von Dick Cheney). Die Faszination der negativen Figur ist (auch) eine Reaktion auf die Political Correctness mit ihren ideologischen Sprachkodizes und ihrem Wirklichkeitsverweigerungswahn. Die Schlachtfeste mit Schurken und Hinterhältlern sind dafür ein Ventil. Der Joker ist das schauerlichste Gegenbild jeglicher Tugendwächerei. Und Payton Hobart und Roger Ailes sind kleine und grosse Dr. Mabuses. Sherlock Holmes erklärte es mal seinem Chronisten Dr. Watson: Der Schurke «ist emotionslos, sitzt wie eine Spinne im Zentrum seines Netzes». Sie ruhen in sich, müssen nicht reisen wie der Held (etwa James Bond). Die Goldfingers warten auf sie. Auch Ailes aalte sich im Zentrum, konnte die Frauen demütigen, zum Sex nötigen und die Welt manipulieren.

Wie man zum *bad guy* wird, demonstrierte die überragende Serie «Breaking Bad» am Beispiel des Chemielehrers Walter White, der sei-



Blasse Flucht: «El Camino».

ner Familie was bieten, zu Geld kommen wollte, selber Meth produzierte und immer tiefer ins Kriminelle abrutschte, bis er berauscht war von der Macht des Bösen. Sein *partner in crime*, sein Ex-Schüler Jesse Pinkman (Aaron Paul), wurde in die whitesche Hölle hineingelockt, versuchte sich zu retten und vergrösserte nur den Schlamassel.

«Breaking Bad»-Erfinder Vince Gilligan hat nun mit «**El Camino**» einen zweistündigen Epilog nachgeliefert, in dem es nur um Jesse Pinkman geht, den Überlebenden aus der Drogenkocher-Mischpoke. Dieser will sich endlich ins eigene Leben absetzen. Sechs Jahre sind seit dem Erfolg der Serie vergangen, und manches dürfte dabei in Vergessenheit geraten sein. Das führt zu häufigen Flashbacks, die der Spannung nicht immer dienlich sind. Zusätz-



Schurken und Hinterhältler: «The Loudest Voice».

lich mangelt es Jesses Rettungshatz an Gegnern. So bleibt «El Camino» (der Titel bezieht sich auf den Chevrolet El Camino), von ein paar skurrilen Szenen abgesehen, eine eher blasse Flucht aus dem Zentrum des Bösen.

- «**The Politician**» (auf Netflix) ★★★★★
- «**The Loudest Voice**» (auf Sky) ★★★★★
- «**El Camino**» (auf Netflix) ★★★★★

Knorrs Liste

1	Joker Regie: Todd Phillips	★★★★★
2	Parasite Regie: Bong Joon Ho	★★★★★
3	Ich war noch niemals in New York Regie: Philipp Stölzl	★★★★★
4	Official Secrets Regie: Gavin Hood	★★★★★
5	So Long, My Son Regie: Xiaoshuai Wang	★★★★★
6	Grâce à Dieu Regie: François Ozon	★★★★★
7	Systemsprenger Regie: Nora Fingscheidt	★★★★★
8	Downton Abbey Regie: Michael Engler	★★★★★
9	Once upon a Time in Hollywood Regie: Quentin Tarantino	★★★★★
10	Midsommar Regie: Ari Aster	★★★☆☆



Körzis Hollywood

Bowling-Kugel im Smoking

Harvey Weinstein? Monster und Mythos. Lebenslänglich!

Hollywood wird feiern ohne den einst mächtigsten Mann Hollywoods. Die 77. Golden-Globes-Verleihung (5. Januar 2020) ist die grösste Party der City (und lustiger als die Oscars).

Wenn Hollywood noch verkatert schläft, wird **Harvey Weinstein**, 67, am 6. Januar in New York vor Gericht stehen. Anklage: Vergewaltigung und mit Gewalt erzwungener Oralsex. Mögliches Moral-Urteil? Lebenslänglich. Der Prozess ist nur die Spitze eines Sexskandals. Über achtzig Frauen klagen öffentlich an (Dunkelziffer: tausend?) – von **Gwyneth Paltrow** über **Salma Hayek** bis zu **Angelina Jolie**. Hollywood als Babylon.

Es gab eine Zeit vor und mit Weinstein – und es gibt eine #MeToo-Zeit nach Weinstein. Die *New York Times* und der *New Yorker* enthüllten das Monster hinter dem Oscar-Mogul. Frauen waren für Weinstein vierzig Jahre lang Sexbeute.

Sein perverser «Sexpressung»-Spruch zu Opfer-Frauen, die er im Bademantel in Hotelsuiten einsperrte: «Willst du nicht auch, was Gwyneth Paltrow alles hat?» Schwein.

Ich kenne ihn nur als unrasierte Bowling-Kugel im Smoking mit der Körpersprache eines Tyrannosaurus Rex. Er war früher noch hässlicher.

Aber er war ein mythischer Erfolgsmagnet für alle Stars (Paltrow sagt noch heute: «Der wichtigste Mann in meiner Karriere!»). **Meryl Streep** nannte ihn «Gott». Alle bewunderten ihn – und fürchteten ihn. Seine Firma Miramax taufte er nach den Vornamen seiner Eltern.

Heute trägt er am Fuss eine elektronische Fessel.

Er hat abgenommen und versteckt sich – nach einer Sextherapie. Seine Firma (75 Oscars) ist pleite. Seine Frau hat sich scheiden lassen. Die Oscar-Academy hat ihn ausgeschlossen.

Selbsterkenntnis? «Ich muss meine Dämonen besiegen!» Es sind die Sex-Dämonen Hollywoods. Es gibt noch viele Harveys.

Zwei Sensationsbücher enthüllen das Sex-System Weinstein: «*She Said*» von den Pulitzerpreisträgerinnen **Jodi Kantor** und **Megan Twohey** (*New York Times*). Sowie «*Durchbruch – der Weinstein-Skandal, Trump und die Folgen*» von **Woody Allens** Sohn **Ronan Farrow**, 31 (*New Yorker*).

Fazit? Der Sexskandal reicht von Los Angeles über New York bis nach Cannes und Venedig. Weinstein war ein Sexmonster, der Frauen jagte, erniedrigte, erpresste, einsperrte, zum Sex zwang und wohl auch vergewaltigte. Eine zynische Harvey-Lüge: «Die Story klingt so gut, dass ich die Filmrechte kaufen will!» Er heuerte die Ex-Geheimdienstler-Agentur Black Cube an. Sie beschatteten Reporter und Opfer – und bedrohten und belogen sie. Er zahlte Sex-Schweigegeld (über 100 000 Dollar). Er brachte den TV-Sender NBC zum Schweigen. Er steckte Millionen in Vertuschung, Verfälschung und Erpressung. Ein verbrecherisches Schweigesystem. Selbst das Golden Girl von Hollywood, Gwyneth Paltrow («*Shakespeare in Love*»), lockte er in seine Sexfalle im «*Peninsula*»-Hotel in Beverly Hills. Sie war 22: «Harvey war wie ein Onkel.» Er berührte sie und wollte eine Massage im Schlafzimmer. Sie floh – und erzählte das ihrem damaligen Freund **Brad Pitt!** Dieser konfrontierte Weinstein: «Hände weg von meiner Freundin!»

Weinstein bedrohte Paltrow weiter: «Ich ruiniere deine Karriere!» Aber sie schwieg nicht. Sie ist die heimliche Heldin von Hollywood. Weinstein ist Geschichte.

Norbert Körzdörfer ist Journalist und Schriftsteller.



Thiel

Hochzeitstag

Von Andreas Thiel

Kellner: Darf ich Ihnen schon mal etwas zu trinken bringen?

Frau: Eine Flasche Champagner, bitte. Wissen Sie, heute ist nämlich unser Hochzeitstag.

Kellner: Und wissen Sie auch schon, was Sie essen möchten?

Mann: Was meinst du, Schatz, sollen wir den Hummer nehmen, wie jedes Jahr?

Frau: Aber Schatz, ist das nicht etwas dekadent? Mir tun die armen Hummer leid. Können wir an unserem Hochzeitstag nicht mal etwas Vernünftiges bestellen?

Mann: Gut, dann nehme ich ein Cordon bleu.

Frau: Aber Schatz, so ein Cordon bleu ist doch eine Cholesterinbombe. Ich muss auf die Linie achten, und du solltest das auch tun.

Mann: Wir können auch Salat zum Champagner bestellen.

Frau: Muss es denn immer Champagner sein?

Mann: Du willst doch an unserem Hochzeitstag nicht Salat und Wasser bestellen?

Frau: Nein, nein, zum Salat müssen wir natürlich auch noch etwas Eiweisshaltiges haben.

Mann: Salat und Milch?

Frau: Mein Gott, und wo sind da die Omega-3-Fettsäuren? Bitte denk doch mal etwas mit.

Mann: Worin hat es denn Omega-3-Fettsäuren?

Kellner: Meeresfrüchte enthalten Omega-3-Fettsäuren.

Mann: Wie wär's mit Hummer und Milch?

Frau: Aber Schatz! Ayurveda verbietet es, Meeresfrüchte mit Milchprodukten zu vermengen.

Mann: Also Hummer mit Champagner?

Frau: Ja, das klingt immer noch am vernünftigsten.

Mann: Hummer und Champagner, bitte.

Kellner: Sehr gerne. Wünschen Sie einen Aperitif?

Frau: Haben Sie denn etwas Gesundes?

Kellner: Ich kann Ihnen einen kleinen Smoothie bereiten.

Mann: Für mich bitte einen gutgewürzten Tomaten-Smoothie mit einem Schuss Wodka.

Frau: Ja, das klingt gut.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Nach dem Dornröschenschlaf

St. Moritz rüstet sich für die Wintersaison – mit neuem Glanz, frischem Blut und ungehörten Klängen. Von Hildegard Schwaninger

Nach den Herbstferien sind die letzten Gäste aus dem Engadin abgereist, St. Moritz liegt im vorwinterlichen Dornröschenschlaf. Doch es gibt News! Gemeindepräsident **Christian Jott Jenny** ist nach Japan gereist, ein freundschaftlicher Besuch in der Schwesterstadt Kutchan (Gemeindepartnerschaft seit 1964), von dem man sich auch touristischen Mehrwert erhofft. Kaum zurück, lockt es den Entertainer auf die Bühne, am 7. November in Zürichs Miller's Studio mit dem Programm «Traktanden nach Noten . . . il faut aimer ce qu' on a».

Vom Poloturnier, das unter der Ägide von Lokalmatador **Reto Gaudenzi** und seinem Adlatus **Jürg Reinger** gedeiht, ist Erfreuliches zu berichten. Man hat einen neuen Sponsor: den Juwelier de Grisogono aus Genf. Der Luxusjuwelier wurde 1993 von **Fawaz Gruosi** gegründet, dem libanesisch-italienischen Geschäftsmann, der früher mit Chopard-Chefin **Caroline Scheufele** verheiratet war. De Grisogono, wo seit 2017 **David** und **Lisa Klein** von der Leviev Group federführend sind, hat im «Badrutt's Palace» eine Nobelboutique und jetzt ein eigenes Poloteam. Auch das bewährte Team «Azerbaijan – Land of Fire» ist wieder dabei.

Martin Grossmann, Gründer und CEO von Opera St. Moritz, tritt nach zwanzig Jahren zurück. Er übergibt das Zepter an den aus Pontresina stammenden Sänger und Chorleiter **Claudio Danuser** (leitet unter anderem das Or-

chester des Gymnasiums Rämibühl in Zürich und ist Gastdirigent bei den Zürcher Symphonikern). **Martin Grossmann** hatte diesen Sommer Erfolg mit «I due Foscari». Die selten gespielte Verdi-Oper wurde im «Maloja Palace» aufgeführt, dem 1884 in Maloja erbauten Palasthotel, das seit 2006 im Besitz des Mailänder Unternehmers **Amedeo Clavarino** ist. **Gassmann** will **Claudio Danuser** mit Rat und Tat zur Seite stehen, bei einem neuen Konzept. Die Opern werden nicht mehr in den Hallen der Luxushotels aufgeführt, sondern im Kongress- und Kulturzentrum Rondo in Pontresina, auch Kammeropern sollen produziert werden.

Einen Stabwechsel gibt es auch bei der *Snowtimes*, der Lokal-Illustrierten, die **Ernesto Kellenberger**, assistiert von seiner Frau **Dorli**, jährlich herausgibt. **Ernesto** und **Dorli Kellenberger** sind ein unzertrennliches Paar (seit ihrer Hochzeit vor 51 Jahren), im Engadin buchstäblich bekannt wie bunte Hunde, weil sie in knalligen Skianzügen über die Pisten flitzen, immer so braungebrannt, als wären sie Touristen vom Persischen Golf. Früher waren sie Turniertänzer, **Ernesto** war Banker. Die Neugierde auf Neues brachte ihn zur *Snowtimes*. Er schrieb Artikel, fotografierte, akquirierte Inserate, machte die Werbung und trug die Zeitung sogar selber aus. Jetzt hat er genug von der vielen Arbeit. Die Druckerei **Dietschi Print & Design** in Olten plant, die *Snowtimes* weiter herauszubringen. Als die **Kellenbergers** letzten Sommer ihre



Fast verliebt

Walk of shame

Von Claudia Schumacher

Am Anfang war's der reinste *walk of shame*, morgens ins Büro zu gehen», sagte **Marie** beim Abendessen. Ich lernte ihren neuen Freund kennen: Er ist – technisch ge-

sehen – ein Vorgesetzter von ihr. Die beiden haben sich auf einer grösseren Redaktion kennengelernt. Sie ist kein Küken mehr, aber da sie in ihren Zwanzigern gebummelt hat, macht sie jetzt, Mitte dreissig, erst eine Ausbildung zur Journalistin. Ihr neuer Freund **Jörg** ist schon länger festangestellt. Und zwölf Jahre älter als sie, auch wenn man es ihm nicht ansieht. «Vor #MeToo haben sich die Leute für Kennenlerngeschichten geschämt, die im Internet anfangen», sagte **Jörg**. «Jetzt ist es das Peinlichste der Welt, wenn deine Liebe im Büro begann.»

Walk of shame: So nennt man eigentlich den morgendlichen Heimweg nach einer Partynacht mit One-Night-Stand. Ein Gang, der üblicherweise ohne geputzte Zähne oder Kenntnis des Namens der Person, mit der man die Nacht verbracht hat, vonstattengeht. Und während man in seinem Partyfummel, der am Morgen danach im Tageslicht völlig unpassend er-



Touristischer Mehrwert: Christian Jott Jenny.



Unzertrennlich: Dorli und Ernesto Kellenberger.



Wohlklang: Alexander, Ljuba und Michael Manz.

goldene Hochzeit feierten, war nicht nur der illustre Geschäftsmann **Hausi Leutenegger** unter den Gästen, es gab auch ein prominentes Show-Programm. Dreimal darf man raten, wer als Sänger auf der Bühne brillierte. Natürlich Christian Jott Jenny als Leo Wundergut mit den Jetset Singers. Mit denen tritt er am 22. Dezember im «Reine Victoria» in St. Moritz Bad auf.

Per Inserat sucht Engadin St. Moritz Tourismus einen neuen Direktor. Das Glück mit Gerhard Walter, das im Mai 2017 so hoffnungsvoll begann, war kurz. Der 53-jährige Tiroler, den man als Nachfolger von **Ariane Ehrat** (ist heute Projektleiterin Verkauf und Vertrieb Lenzerheide-Bergbahnen) aus Kitzbühel holte, verliess das Engadin per sofort – wegen unterschiedlicher Auffassungen von ihm und der Führung Engadin St. Moritz Tourismus AG.

Hotelkönigin **Ljuba Manz** («St. Gotthard» in Zürich, «Euler» in Basel etc.) lädt jedes Jahr am 27. Dezember zum «traditionellen Weihnachtskonzert» ins «Suvretta House». Bei den ersten dieser Konzerte traten ihre Söhne **Alexander** und **Michael** auf, beide ausgebildete Pianisten, später waren es russische und ukrainische Musiker. Diesmal hat sie ein ganz neues Programm: die Sängerin **Lisa Berg**, ihr Mann, der Pianist **David Ruosch**, und der Geiger **Christian Strässle** mit Chansons von **Georg Kreisler**, **Edith Piaf** und Eigenkompositionen von Berg/Ruosch. Lisa Berg ist Juristin und die Tochter des verstorbenen Immobilienunternehmers und Juristen **Albert Schellenberg**, Besitzer eines der schönsten Häuser auf dem Suvretta-Hügel. Am 17. November geben Berg/Ruosch ein Wohltätigkeitskonzert im «ZunftHaus zur Waag» in Zürich.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

scheint, nach Hause geht, fühlt man sich von wildfremden Passanten beurteilt und mit Blicken abtaxiert. Marie meinte, sie habe sich anfangs genauso gefühlt, als die Kollegen von ihrer Büroliebe mitbekommen hätten.

Jörg, Marie und ich teilten uns eine Flasche Wein, es wurde lustig. Wobei ich rückblickend denke, dass ich ein paar Sprüche zu viel geklopft habe, in denen ich ihn als «Stalker» und sie als «Hochschläferin» bezeichnet habe. Es war ironisch gemeint, und die beiden lachten, scherzten selber über sich. Dabei ist es eigentlich eine schöne Liebesgeschichte:

Er hat sich einfach Hals über Kopf in ihre «kühle Klugheit und Eleganz» verliebt, wie er sagt. Und sie hat schnell gemerkt, dass sie «den gleichen, manchmal etwas harten Humor» haben. Wenn die beiden eine Raucherpause einlegten, umschwirrten sie sich wie Glühwürmchen. Dass sie im selben Team arbeiteten und er

ihr Anweisungen geben musste, sei trotzdem schwierig gewesen. «Vor allem ich habe lange gezögert, mich auf ihn einzulassen», sagte Marie, «entgegen dem Klischee ist es für junge Frauen überhaupt nicht karriereförderlich, mit Vorgesetzten zu schlafen.» Mittlerweile schaut sie sich auf einer anderen Redaktion nach einem Job um.

Schüler verlieben sich in der Schule, Studenten an der Universität und Arbeitnehmer mitunter am Arbeitsplatz. Natürlich teilt man mit Menschen, die denselben Job machen, auch oft die Interessen. Setzt #MeToo der Liebe am Arbeitsplatz ein Ende? Natürlich nicht. Die Bewegung hatte nie etwas gegen Liebe, sondern gegen Machtmissbrauch und unerwünschte Übergriffe. Schläft der Chef mit der Untergebenen, könnte der Betrieb etwas dagegen haben – ein Fall für #MeToo ist es aber nicht.



Unten durch

Crème brûlée

Von **Linus Reichlin**

Hanna und Rolf, zwei Freunde von mir, feierten letzte Woche ihre Flaschenhochzeit, sie sind seit fünfzehn Jahren verheiratet. Dieses Jubiläum wird auch Kristallhochzeit genannt, weil viele Menschen nach fünfzehn Jahren Ehe zu saufen beginnen, und zwar je nach Einkommensklasse aus der Flasche oder aus Kristallgläsern. Rolf goss sich an der Feier eine Menge Whisky in ein funkelnendes Glas. «Kristall?», fragte ich. «Scottish Tumbler», sagte er, «handgeblasen, mundgeschliffen.» «Immer verdreht er alles», sagte Hanna, sie küsste ihn auf die Stirn. «Ich verdrehe gar nichts», sagte Rolf, «diese Gläser werden von schottischen Behinderten hergestellt, das steht auf der Verpackung. Und die schleifen mit dem Mund, es gibt ja auch Maler, die mit den Füßen malen.» «Und Elefanten», sagte ich, «blasen gewissermassen mit der Hand, da ihnen der Rüssel auch als Greifinstrument dient.» «Da hörst du's», sagte Rolf zu Hanna, «du solltest dich besser mal über Elefanten informieren, bevor du behauptest, dass ich ein Dummkopf bin.» «Aber Rolf», sagte Corinna, Hannas beste Freundin, «Hanna hat dich nicht Dummkopf genannt! Oder hat hier irgendjemand das Wort «Dummkopf» gehört?» «Ja, ich», sagte ich, um dem bisher eher lahmen Abend etwas Feuer unter dem Hintern zu machen, «ich hab's gehört.» Rolf sagte: «Das ist Hannas Trick: Sie nennt mich Dummkopf, oder gestern sagte sie «Du wandelnder Handstaubsauger» und vorgestern «Du bornierte Hängematte». Aber hinterher behauptet sie, dass sie es gar nicht gesagt hat.»

«Wir gehen morgen gemeinsam zum Hörgeräteakustiker», sagte Hanna und strich Rolf zärtlich übers Haar, «der stellt es dir perfekt ein, damit du von jetzt an alles richtig hörst.» «So süss», sagte Helga, die Nachbarin von Hanna und Rolf, «wie ihr miteinander umgeht. Ich wollte euch schon lange mal fragen: Was ist eigentlich das Geheimnis eurer glücklichen Ehe?» «Das kann ich dir sagen», sagte Rolf, «das Geheimnis ist, dass mein Hörgerät einen Abschaltknopf hat.» Hanna lachte laut, sie sagte: «Ich liebe seinen Humor!» «Und ich seine Ehrlichkeit», sagte ich. Hanna flüsterte mir zu: «Du

>>> Fortsetzung auf Seite 68

Mistkerl! Du kannst dir von jetzt an am Dienstagabend selber einen runterwedeln!» – «Ich glaube», sagte ich zu Helga, «das Erfolgsrezept für die Ehe von Hanna und Rolf ist, dass Rolf am Dienstagabend immer zur Chorprobe geht.» Hanna trat unter dem Tisch gegen mein Schienbein. «Sehr richtig», sagte Rolf, «es ist nämlich ein Männerchor, und wenn ich ganz ehrlich bin: Ich hätte einen Mann heiraten sollen.» «O mein Gott», sagte Corinna, «das ist ein Coming-out! Helga, hör auf, Rolf mit deinem Handy zu filmen!» «Frauen sind wie dieses Kristallglas», sagte Rolf, «man blickt hindurch und sieht nur seine eigene Hand.» «Das ist völlig normal», sagte ich, «das nennt man Transparenz.» «Aber ich will keine Transparenz», sagte Rolf, «mich interessieren Beziehungen nicht und ob sie funktionieren oder nicht. Ich will nicht über meine Ehe reden, und ich will sie nicht feiern, nur weil sie schon fünfzehn Jahre lang dauert. In der Mitte des Dreissigjährigen Kriegs haben die Leute auch keine Party veranstaltet! Ihnen war klar, dass es nichts zu feiern gibt! Und warum war es ihnen klar? Weil der Krieg eine Männerangelegenheit war! Wenn Frauen dabei gewesen wären, hätten sie alle zehn Jahre ein Jubiläum gefeiert!»

«Ich glaube, ich hole jetzt die Crème brûlée», sagte Hanna, «sie ist selbstgemacht.» «Sie hätten alle zehn Jahre», sagte Rolf, «auf den Schlachtfeldern selbstgemachte Crème brûlée verteilt, und wenn ein Verwundeter sie gefragt hätte: «Was ist eigentlich das Geheimrezept dieses langen Krieges?», hätten sie geantwortet: «Dass wir immer über alle Probleme offen reden.»» «Rolf», sagte ich, «ich bin zwar nicht im Chor, aber wenn du willst und wenn du bereit bist, auf Sex zu verzichten – dann sage ich ja!»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Neuer Wind aus Ostsüdost

Von Peter Rüedi

Philipp Schwander MW (Master of Wine), zum Leidwesen des seriösen Weinjournalismus und zu seiner eigenen Fortüne mit Ausnahmen fast nur noch als Weinhändler tätig, ist ein Mann mit weitem Horizont. Sein Geschäftsmodell ist es, mit seiner Kompetenz der Kundschaft weniger bekannte Kreszenzen zu empfehlen, oft in vom Winzer eigens für ihn zusammengestellten Abfüllungen. Neben den üblichen europäischen sucht er die Weine für seine «Selection» auch mal an weniger bekannten östlichen Orten (unvergesslich ist mir ein Bordeaux-Blend des in Ungarn arbeitenden Schweizer Winzerpaars Evelyne und Erhard Heumann mit Namen Borosso Villány aus dem Jahr 2010). Jetzt beseitigt mir das Angebot einer Flasche des adligen deutschen Bordeaux-Stars Stephan Graf von Neipperg (Canon-la-Gaffelière, La Mondotte etc.) das Brett vor dem Kopf, aus Bulgarien sei nur postkolchossische Massenware zu erwarten. Das ist, dreissig Jahre nach dem erzwungenen Rücktritt von Todor Schiwkow, nach dem Ende des Kommunismus und

damit auch dem Ende von Gorbatschows (auch für Bulgariens Rebbau) fatalem Anti-Alkohol-Kreuzzug, purer Unsinn. Auch wenn noch nicht allzu viele bulgarische Betriebe auf dem Niveau der Bessa Valley Winery operieren, Neippergs Joint Venture in der westthrakischen Tiefebene gut hundert Kilometer östlich von Sofia – uraltes Weinkulturland, was angesichts der jüngeren Vergangenheit freilich weniger ins Gewicht fällt als die Tatsache, dass es Neipperg und seinen Partnern gelungen ist, seit 2001 in den thrakischen Hügeln die Böden, die Reben, die 140 Hektaren insgesamt zu revitalisieren und neu aufzustocken. «Dort machen wir ebenfalls Bordeaux-Blends, wegen der Kalkböden mit Schwerpunkt Merlot. Aber auch Syrah wächst in dieser Gegend sehr gut.»

Was Neipperg nicht im Sinn hat: im Bessa Valley Bordeaux-Kopien herzustellen: «Bulgarien wird immer Bulgarien bleiben, und Südafrika wird Südafrika bleiben. Auch Kalifornien wird nicht Bordeaux – warum auch?» So ist diese Bessa Valley Winery Special Reserve eine eigenständige, zugängliche Cuvée aus 34 Prozent Merlot, 15 Prozent Petit Verdot, 6 Prozent Cabernet Sauvignon und 45 Prozent Syrah, von dem sie ihren besonderen Schmelz hat. Ausgebaut in französischer Eiche, davon aber nicht dominiert, schon trinkbereit in ihrer fruchtigen Opulenz, aber auch einige Jahre haltbar, ist diese runde, warme, gutstrukturierte Kreation, wir sagten es: keine Kopie (dem steht schon der hohe Syrah-Anteil entgegen), vielmehr die seriöse Interpretation eines französischen Blends. Wie auch immer: viel Wein für wenig Geld.

Stephan Graf von Neipperg Bessa Valley Winery Special Reserve 2016. 13,5%. Fr. 14.90. Selection Schwander, Zürich. www.selection-schwander.ch



Salz & Pfeffer

Wild auf Wild

Von David Schnapp

Es gibt eine kulinarische Abmachung, die ich mit mir selbst getroffen habe: Ich betrete keine Restaurants, bei denen vor der Türe eine Schiefertafel mit der Aufschrift «Wild auf Wild» aufgestellt wurde. Auf die Gefahr hin, einigen Gastronomen damit

nicht gerecht zu werden, ist die Erfahrung aber, dass einen hinter diesen Tafeln Wildgerichte erwarten, die viel zu süss sind. Der Grund ist der weitverbreitete Beilagen-Dreiklang aus pochierter Birne mit Preiselbeer-Konfitüre, glasierten Kastanien sowie Rotkraut.

Es braucht also Alternativen zur Wild-Schiefertafel. In Zürich ist ein Besuch bei Koch und Jäger Beat Caduff zu empfehlen, solange er sein Restaurant im Kreis 4 noch betreibt. In der «Kronenhalle» gibt es auf Vorbestellung einen ganzen Rehrücken – zwar auch eher klassisch eingebettet, dafür aber perfekt inszeniert. Der Schweizer König der Wildküche aber sitzt in Crissier bei Lausanne und heisst Franck Giovannini. Der Jurassier betreibt mit dem «Restaurant de l'Hôtel de Ville» nicht nur ein legendäres, weltberühmtes Restaurant, sein Wildmenü, das von September bis Dezember serviert wird, ist auch weit über die Landesgrenzen hinaus einzigartig.

Wer Sonderwünsche im Voraus anmeldet, kann im eleganten Neunzehn-Punkte/Drei-Sterne-Lokal einmalige Erfahrungen – insbesondere mit Wildvögeln – machen: mit Cognac flambierte Waldschnepfe an einem Schnepfenjus samt Innereien und konfiertes Schenkelfleisch auf Toast sowie das kleine Vogelhirn zum Auslöfeln. Oder Schottisches Moorschneehuhn mit Vin-Santo-Feigen oder schliesslich den Blätterteigkuchen mit Wildhasenfüllung an einer reichhaltigen, mit Foie gras aufmontierten Sauce. Das Filet und die konfierte Hasenschulter werden separat gegart und aufgelegt. Auf der Liste der besten Gerichte, die ich je gegessen habe, steht diese Wildschönheit, die wohl auch auf der Tafel des Sonnenkönigs eine Sonderstellung eingenommen hätte, ganz oben.

Restaurant de l'Hôtel de Ville, Rue d'Yverdon 1, Crissier. Tel. 021 634 05 05. Sonntags und montags geschlossen. David Schnapp ist Autor beim «GaultMillau-Channel».



Auto

Leistungs-Italianità

Kurzserie mit aussergewöhnlichen SUVs. Teil 1: der Maserati Levante Trofeo mit V8-Motor aus den Ferrari-Werkstätten. *Von David Schnapp*

Es gibt eine kleine Reihe von SUVs mit aufgeladenen V8-Motoren, aber der neue Maserati Levante Trofeo nimmt in dieser exklusiven Gruppe eine Sonderstellung ein. Allein schon die Tatsache, dass unter der elegant gewölbten Haube aus Aluminium mit den markanten Entlüftungsschächten meines mattblau lackierten Testwagens ein Aggregat vibriert, das bei Ferrari gebaut wird, gibt dem Trofeo alleine schon die besondere Aura von Exklusivität, Geschichte und Leistungs-Italianità.

Der Trofeo (auf Deutsch: Trophäe) ist die bislang stärkste Ausbaustufe der 2016 eingeführten Levante-Reihe und noch etwas kraftvoller und exklusiver als der GTS. Neben dem exklusiven Motor ist das Modell an speziellen, glänzenden Dreizack-Logos mit Trofeo-Schriftzug an den C-Säulen erkennbar, zusätzlich gibt es Carbon-Anbauteile sowie Carbon-Intarsien im Innenraum, die eine feine Struktur aufweisen.

Ein Druck auf den Startknopf, und der doppelt aufgeladene Acht-Zylinder-Motor mit

3,8 Litern Hubraum erwacht mit einem erwartungsfrohen röhrenden Zweiklang, der dann in ein sonor brabbelndes Grundrauschen absinkt, bevor man den Gang einlegt und losfährt. Allein die verschiedenen Melodien, die Motor und Sportauspuff-Anlage zum Besten geben und die mit steigender Geschwindigkeit immer eindringlicher werden, wirken ausgesprochen italienisch und drücken eine unbeschwerter Lässigkeit aus, so scheint mir.

Sportwagen im Herzen

Der Maserati Levante Trofeo ist zwar ein mächtiges SUV mit 5 Metern Länge, 2 Metern Breite und rund 2,2 Tonnen Gewicht, aber im Herzen ist das Auto ein höhergelegter Sportwagen. Für diese Einschätzung sprechen zum einen die Leistungsdaten mit 300 km/h Höchstgeschwindigkeit und einem Sprintwert von 0 auf 100 km/h in 4,1 Sekunden (mit Launch-Control), zum anderen aber vor allem das Fahrverhalten: Der Trofeo lässt sich für

ein SUV äusserst präzise lenken, die Luftfederung wirkt selbst in engen Kurven am Berg dynamisch-verbundlich. Und die fahrtechnischen Möglichkeiten verbinden sich mit der überschäumenden Kraft des Motors zu einem höchst emotionalen Erlebnis. Hier wird nicht seelenlose Perfektion geboten, sondern herzhaft dynamische Dynamik.

Technik, Materialien und Anmutung sind bei Maserati luxuriös. Nicht ganz dem hohen Anspruch entspricht allerdings das Infotainment-System, bei dem man die sonst omnipräsente gestalterische Eleganz etwas vermisst. Abgesehen davon ist der Levante Trofeo ein edles SUV mit allen Vorzügen dieser Auto-Bauart, Alltagstauglichkeit und Platz. Gleichzeitig ist er aber eben auch ein Sportwagen, wie man ihn selten in diesen Dimensionen erlebt.

Maserati Levante Trofeo

Hubraum: 3799 ccm; Leistung: 580 PS / 427 kW
 Max. Drehmoment: 730 Nm bei 2500–5000 U/min
 Höchstgeschwindigkeit: 299 km/h
 Beschleunigung 0–100 km/h: 4,1 sec
 Verbrauch: 13,5 l/100 km (NEFZ)
 Preis: ab Fr. 187 400.–

Nächste Woche: der Jeep Grand Cherokee Trackhawk



Tamaras Welt

Phänomen *cancel culture*

Mit Kritik alleine geben sich die Empörten heute nicht mehr zufrieden. Unliebsame Personen sollen ausgegrenzt werden und am besten von der Bildfläche verschwinden. Von Tamara Wernli

Vergangene Woche habe ich über Leute geschrieben, die sich empören, weil ihnen Witze von Satirikern wie Dieter Nuhr oder Michael Elsener nicht gefallen. Kritik an sich ist völlig in Ordnung, nur geht sie heute oft über das gesunde Mass hinaus; eskalierende Entrüstung wird zu organisiertem Boykott. Der zeitgenössische Begriff heisst *cancel culture*.

Cancel culture stammt aus Amerika und beschreibt den Trend, Leute (manchmal Institutionen), die einem nicht behagen oder durch die man sich einer schlimmen Zumutung ausgesetzt fühlt, zu diskreditieren und zu verteufeln. Eine grosse Gruppe schliesst sich zusammen und richtet ihre verbale Wut öffentlich gegen die Person. Man will erreichen, dass sie keine Plattform mehr für ihre Äusserungen hat, will sie weghaben. Wenn ich den Menschen nicht gut finde, dürfen ihn alle anderen auch nicht sehen oder hören. Ein beliebtes Mittel ist der Druckaufbau beim Arbeitgeber mit dem Ziel, einen Job zu verhindern; im Extremfall geht es bis zur Vernichtung der Existenzgrundlage. Oft startet die Anschuldigung in den sozialen Medien.

Bei uns passiert es (noch) nicht so oft wie in den USA, dass Menschen gecancelt werden. Aber es kommt vor. In Deutschland verlor neulich der Chef der hessischen Filmförderung seinen Job, weil er mit dem falschen Politiker (Jörg Meuthen, AfD) zu Mittag ass. Kulturschaffende machten Druck auf die Organisation, laut *Focus* drohten sie, nicht mehr mit der Hessen Film zusammenzuarbeiten. Man hat den Mann dann seines Amtes enthoben.

In Amerika wurde Kevin Spacey gecancelt, weil er einen Mann sexuell belästigt haben soll. Als die Anschuldigung publik wurde,

schmissen die «House of Cards»-Macher Spacey aus der Serie, seine Agentur liess ihn fallen. Seine künstlerische Basis wurde zerstört – obwohl die Anklage wegen sexueller Belästigung diesen Juni fallengelassen wurde. Man ist sehr schnell darin, über jemanden zu urteilen – aber sehr langsam, ein Urteil abzuwarten.

Jordan Peterson wollte man canceln, weil er sich gegen eine von der Regierung diktierte Gendersprache wehrte. Comedian Kevin Hart wurde wegen eines zehn Jahre alten Tweets zur Absage der Oscar-Moderation gezwungen. Seiner Kollegin Sarah Silverman wurde eine Filmrolle entzogen, weil Fotos auftauchten, auf denen sie einmal für einen Sketch *black-facing* trug. Dem *Guardian* sagte Silverman, *cancel culture* sei beängstigend. Wenn man einmal das Falsche sage, würde gleich jeder den ersten Stein werfen wollen, so nach dem Motto «Schau, wie rechtschaffen ich bin, und jetzt drücke ich den ganzen Tag «Aktualisieren», um zu sehen, wie viele Likes ich in meiner Rechtschaffenheit erhalte.»

Comedians sind beliebte Ziele der Online-Aktivisten. Das liegt wohl daran, dass viele sich der Political Correctness nicht beugen. Dave Chappelle nimmt in seinem Netflix-Special «Sticks & Stones» viele unterschiedliche Gruppen aufs Korn – auch solche, über die man laut den Moral-Diktatoren keine Witze machen darf. Zugleich sagt er, sein Job als Komiker sei nie schwieriger gewesen als heute.

Warum funktioniert *cancel culture*? Empörung gab es ja schon immer, Leute waren schon immer humorlos und nahmen sich viel zu ernst. Warum haben sie jetzt damit Erfolg? Ich denke, dass das Internet einen gro-

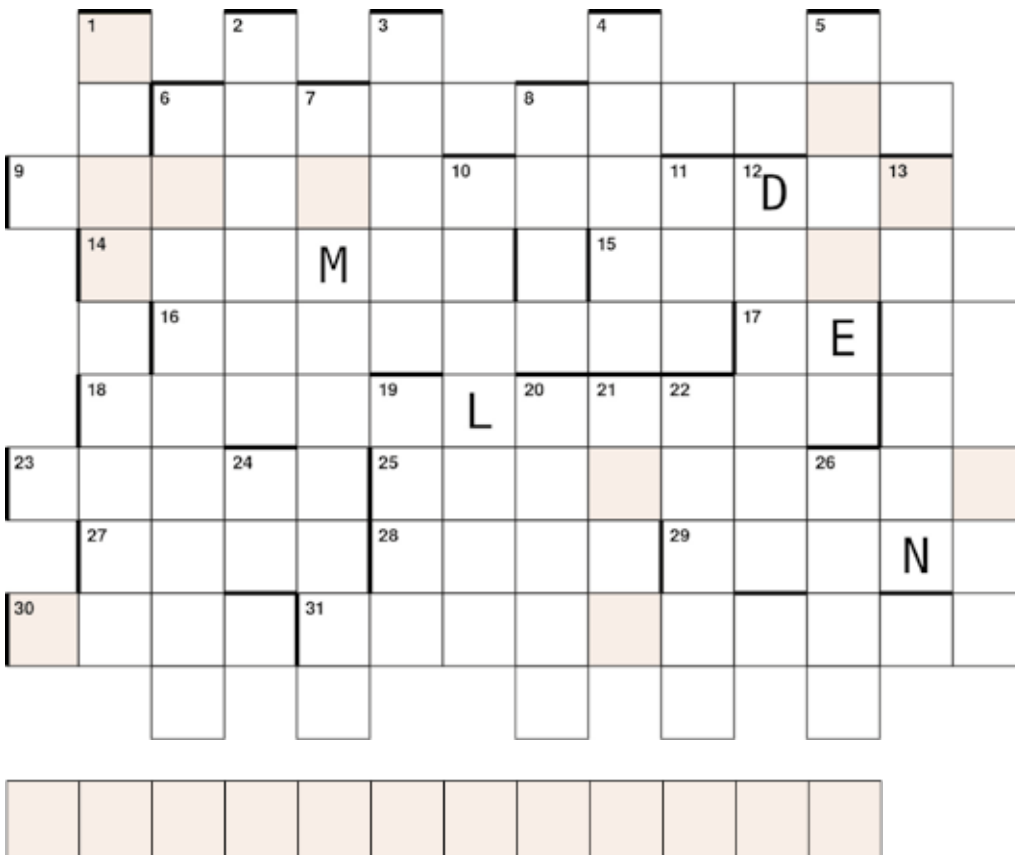
ssen Einfluss hat, es funktioniert wie ein Brandbeschleuniger. Wir können damit (noch) nicht umgehen. Die Leute, die sich jeweils mit der Routine geschulter Streitkräfte im Internet formieren, erhalten Applaus und Bestätigung. Natürlich tut man mit der Lynchjustiz genau das, was man sonst ständig bei anderen kritisiert: Man drängt Individuen an den gesellschaftlichen Rand – nur ist das den Aktivist:innen, die sich als Weltverbesserer verstehen, egal.

Cancel culture gibt ihnen eine gewisse Macht, aber nur, wenn man sich canceln lässt. Aber das ist das Problem: Denn obwohl es viele bestreiten, die harmlosere Variante des Cancelns passiert täglich, etwa wenn Leute aus Angst vor Verleumdung in der Öffentlichkeit nicht mehr sagen, was sie wirklich denken. Damit meine ich nicht üble Beschimpfungen, das kann schon ein sachlich angeführtes Argument sein. Wer die heutige Debattenkultur als «verbalen Terrorismus» bezeichnet, hat nicht ganz unrecht.

Vielleicht fehlt es auch ein bisschen an Mut, um sich gegen die lauten Moralisten von linker und rechter Seite aufzulehnen. Und auch Unternehmen knicken ein, weil sie keine schlechte Presse wollen. Heute ist es ja oft nicht mehr der Inhaber, der mit seinem bekannten Namen für Entscheide einsteht, sondern diese werden von anonymen Verwaltungsräten getroffen, einem Team, das sich die Verantwortung teilt, jeder macht seinen Job für höchstens drei, vier Jahre. Warum soll der PR-Chef also die Firma gegen einen Shitstorm verteidigen, wo es doch bequemer ist, das lästige Produkt (oder die Person) einfach loszuwerden?

Aber, es gibt Hoffnung! Jordan Peterson konnte nicht gecancelt werden. Dave Chappelle füllt trotz anhaltender Kritik von Humor-Resistenten riesige Hallen. Vielleicht ist das ja ein Zeichen, dass Leute langsam genug haben von der Hysterie und moralischen Panik. Ich bin optimistisch.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Die sind überall dabei.

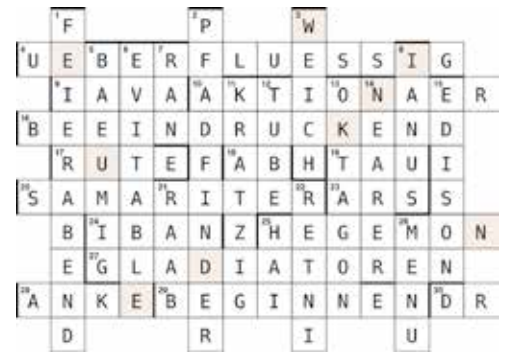
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Findet man eventuell auf dem Nagelbett, aber wohl eher im Nähset. **9** Einzelgängergesellschaft oder was deren einsamstem Angehörigen verliehen wird. **14** Saisonal hot, tonal nervig. **15** Entwickler einer Entwicklungstheorie, würdigt als Award spektakuläre Idiotie. **16** Deren bekanntester Vertreter führt den sleigh, immer der Nase nach, bei mistigem Wetter. **17** Alphabetisch der Mittlere der Trematräger. **18** Für die Bartenwale namensgebende Schlagertonträger wie «Danke!» und «Schön!». **23** Fehlt vor allem mit Extremen kombiniert im Vokabular des Extremisten. **25** Daraus – selbst in der Grasfibel nachzulesen – sind beispielsweise Ruten und Rutschen. **27** Encore, le mois de la fête nationale, mais cette fois le nôtre. **28** Egal worum es geht, der notorische Widerspruchsgeist vertritt die Position, bei der dies am Anfang steht. **29** Ewig lange Vokalparade; nur I und U hatten keine Lust, daran teilzunehmen. **30** Auch andersrum am Traktor montierbares Zinkengestell. **31** Stripklubs und Horrorfilme sind es nicht, Altersheime hingegen weitgehend schon.

Senkrecht — **1** An 2 Senkrecht geradezu geniale Anregung. **2** An 1 Senkrecht ist dieses Werkzeug auch für gröbere Arbeiten brauchbar. **3** Wird mit an-Anhang zu adorare, welches nach ad-Abgang wiederum dazu wird. **4** Sie sorgt im Stromkreis mit Halbleitern für Einbahnverkehr. **5** Schwarzbubenländer Schauplatz eines wahren Schweizer Krimis. **6** Nervenfachmann mit Nierenspezialist im Schlepptau. **7** Die Förmchenform der Form, meist mit chen oder lein wie das Leinchen. **8** Analog zu oben wäre dies der Schienbeinbogen. **10** Einheimischer: Bezeichnet er sich jedoch selbst als einer, dann ist's vermutlich keiner. **11** Egal wie man es auch dreht und wendet, es bleibt selten. **12** Ist zum Beispiel in Hamburg das Brötchen ohne Hamburger oder der Berliner ohne Marmelade; erst recht, wenn sie schon etwas älter sind. **13** In «Es ist nass in Yokohama.» rückwärts Einparkierter von ebendort. **19** Radschläger und Augen-am-Schwanz-Träger. **20** Dieser Kompartimentsbereich liegt im Verwaltungsbereich eines Geistlichen. **21** Der Flachmacher in der archaischen Getreidemühle wird entschweifelt zu diesem Wachmacher im Kräutersud. **22** Tread lightly darauf und dieser exchange wird daraus. **24** Macht aus der Spende eine Bonusnummer und hier zudem aus Erich das Turicum der Moderne. **26** Im Bergbau verwendeter Teil der «Bella Block»-Mimin.

I=J=Y © Andri Martinelli – RätselFactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 639



Waagrecht — **4** UEBERFLUESSIG **9** IAVA in Indonesien **10** [AKTION]AER **16** BEEINDRUCKEND: Anagramm von «dicke Buendner» **17** RUTE **18** AB(ort/er) **19** TAU **20** SAMARITER **23** ARS: aus den hippokratischen Schriften **24** IBAN **25** HEGEMON **27** GLADIATOREN **28** ANKE(n) Engelke **29** BEGINNEN reimt sich mit gewinnen. **30** DR: kurz für Doktor

Senkrecht — **1** FEIERABEND **2** PFADFINDER **3** WEICH(eier) **5** BAEUMIG: «Wenn eine tannigi Hose het u hagebuechig Strümpf...» (Liedli) **6** EVITABLE: engl./franz./span. vermeidbar **7** (Majo- oder Saf) RAN **8** IANUS: der römische Gott des Anfangs und des Endes **11** KRATZIG **12** Auf die TUBE drücken **13** OKTAGON: Achteck **14** NEARER: engl. näher und Anagramm von «earner» (engl. Verdienner) **15** Thomas Alva EDISON **21** Stefan RAAB: «Maschen-Draht-Zaun» und «Ein Bett im Kornfeld» **22** RETNI: rückwärts inter **25** Witz vom HAI und vom Uhu **26** [MEN]U

Lösungswort — **WEINKUNDE**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



DAY-DATE

Eingeführt im Jahr 1956 und getragen von Visionären und Entscheidungsträgern, ist die Day-Date mit ihrer legendären Wochentagsanzeige auch weiterhin das Symbol für Prestige und Erfolg. Dies ist eine Geschichte von anhaltender Exzellenz. Eine Geschichte aus der Welt von Rolex.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL DAY-DATE 36

BUCHERER

1888

bucherer.com